

fundiert

Das Wissenschaftsmagazin der Freien Universität Berlin

02/2014

Wendepunkte



Warum der Erste Weltkrieg zum globalen Trauma wurde
Wie die Wende heute in Ost und West gesehen wird
Warum die eigentliche Energiewende mit Fukushima begann

ISSN: 1616-5241

Unser

Großformat Premium-Digitaldruck bis 50 x 70 cm



Ihren persönlichen
Fotokalender

auch in
Kleinauflagen



in
höchster
Qualität



und das
schnell und kompetent!

10,- EUR Nachlass mit dem Gutscheincode: fundiert
Bestellen Sie jetzt Ihre Premium-Fotokalender unter
<http://www.digital-druck-berlin.de>



Druckerei H. Heenemann
Bessemerstraße 83-91 • D-12103 Berlin
Telefon (030) 75 30 30
Telefax (030) 75 30 31 31



Vorwort

DIE REDAKTION

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

2014 ist ein Jahr, in dem große Jahrestage fast etwas Alltägliches bekommen haben. Ein Jahr des andauernden Gedenkens. Vor 100 Jahren begann der Erste Weltkrieg, vor 75 Jahren der Zweite Weltkrieg. Und vor 25 Jahren fiel die Mauer. Gleich drei Wendepunkte in der Weltgeschichte. Um „Wendepunkte“ geht es deshalb auch in dieser Ausgabe von fundiert. Und um die Frage, welche richtungsweisenden Entwicklungen in der Wissenschaft sich vielleicht schon bald als Wendepunkt herausstellen.

Wie Historiker bei der Aufarbeitung geschichtlicher Ereignisse gleichzeitig in die Vergangenheit und in die Zukunft blicken können, darum geht es im Beitrag „Das globale Trauma eines Jahrhunderts“. Matthias Thiele sprach dafür mit dem Historiker Oliver Janz über den ersten „Großen Krieg“, und warum er bis heute als Zäsur gilt (Seite 16). Janz ist einer der Initiatoren des Projekts „1914 – 1918-Online“, einem virtuellen Nachschlagewerk über den Ersten Weltkrieg. Für eine Mitarbeit haben er und das Center für Digitale Systeme der Freien Universität zahlreiche Experten und Partnerinstitutionen aus vielen Ländern gewonnen. Nach mehreren Jahren Arbeit ist die Seite nun im Internet zugänglich.

Der Erste Weltkrieg beeinflusste auch Kunst und Kultur, weit über das Kriegsende hinaus. Jürgen Brokoff, Professor für Neuere deutsche Literatur am Institut für Deutsche und Niederländische Philologie, befasst sich in seiner Arbeit mit der Literatur dieser Zeit. Warum Kriegsliteratur nicht gleich Kriegsliteratur ist, lesen Sie ab Seite 24.

Mit der Frage, was eigentlich ein Wendepunkt ist, müssen sich Historiker immer wieder auseinandersetzen. Schließlich sind sie oft ein Konstrukt aus Erinnerungen, und als solche selbst dem Wandel ausgesetzt. Dem „umstrittenen Gedächtnis“ geht Bianca Schröder

ab Seite 50 nach. Für den Artikel „Konfliktreiche Erinnerung“ sprach sie mit dem Historiker Professor Arndt Bauerkämper vom Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität darüber, warum ein gemeinsames Gedenken an den Zweiten Weltkrieg und seine Gräueltaten in Europa so schwierig ist.

Wenn von der „Wende“ die Rede ist, denken die meisten Deutschen an ein ganz bestimmtes Ereignis: den Fall der Mauer vor 25 Jahren. Die Geschichte der DDR, der Mauer und ihrer Öffnung sowie den langwierigen Prozess der Wiedervereinigung erforschen Wissenschaftler des Forschungsverbunds SED-Staat. Sven Lebert ging im Gespräch mit dem Leiter des Forschungsverbundes Professor Klaus Schroeder und dem Projektleiter Dr. Jochen Staadt der Frage nach, welche Strukturen und Vorkommnisse bis heute nicht aufgearbeitet sind. Und warum der Begriff der „Wende“ für diesen Wendepunkt der Geschichte eigentlich falsch sein könnte (Seite 70).

Um Entwicklungen, die Anlass zur Hoffnung geben, geht es ab Seite 34. Wie etwa die Behandlung mit antiretroviralen Medikamenten das Bild von HIV grundlegend und positiv verändern kann, damit beschäftigt sich der Psychologe Jochen Drewes. Und ab Seite 78 lesen Sie, wie Meditation als wissenschaftlich evaluiertes Programm dabei helfen kann, chronische Depressionen zu verhindern.

Mit Wendepunkten ganz anderer Art setzte sich unsere Autorin Verena Blindow auseinander. Sie unterhielt sich mit sechs Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern über Wendepunkte in ihrer jeweiligen Disziplin. Woher spannende Impulse kommen, und was sich vielleicht gerade erst als richtungsweisend herausgestellt hat, erfahren Sie ab Seite 8.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre,

Ihre *fundiert*-Redaktion

Freie Universität



Berlin



UNISHOP

der Freien Universität Berlin
ERG Universitätsservice GmbH
Otto-von-Simson-Str. 26
14195 Berlin

Telefon: 030 / 838 - 73491
Fax: 030 / 838 - 73442
E-Mail: unishop@fu-berlin.de



UNISHOP

im Foyer der Mensa II
(Silberlaube)



Öffnungszeiten:

Montag – Donnerstag
von 10.00 – 16.00 Uhr
Freitag von 10.00 – 15.00 Uhr

verkürzte Öffnungszeiten
während der vorlesungs-
freien Zeit



www.fu-berlin.de/unishop

Inhalt

Wendepunkte



Von Verena Blindow

... und dann kam die Wende – Manchmal wird in der Forschung das Rad neu erfunden.

Fundiert hat mit sechs Wissenschaftlern über Beispiele aus ihrer Disziplin gesprochen 8



Von Matthias Thiele

Das globale Trauma eines Jahrhunderts – Wie ein Historiker ein globales Bild des Ersten

Weltkriegs entwirft – unter anderem mit der ersten Online-Enzyklopädie zum Ersten Weltkrieg 16



Von Verena Blindow

Von Stahlgewittern und Tornisterbüchern – Der Erste Weltkrieg beeinflusste auch Schriftsteller

und Denker der Zeit. Inwiefern stellte er einen Wendepunkt für die deutsche Literatur dar? 24



Von Mirko Lux

Von der Strom- zur Energiewende

Wie Wissenschaftler die Probleme bei der Umsetzung der Energiewende zu lösen versuchen 28



Von Julia Rudolf

Mit Wissen gegen das Stigma – Neue medizinische Erkenntnisse ermöglichen neue Wege

in der HIV-Prävention – und helfen dabei, gegen Vorurteile anzukämpfen 34



Von Gisela Gross

„Ich wollte das unbedingt machen“ – Der Chemiker Sebastian Hasenstab-Riedel legt

mit seiner Forschung die Grundlagen für Stromspeicher von morgen 38



Von Matthias Hüning

Vom Ende der Standardsprache – Lange hat es gedauert, bis eine normierte Form

des Deutschen feststand. Wie verändert sich unsere Sprache trotzdem? 44



Von Bianca Schröder

Konfliktreiche Erinnerung – Kann gemeinsames Gedenken an den Nationalsozialismus,

an den Holocaust und Zweiten Weltkrieg die europäische Identität stärken? 48

Anzeige

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG

GESCHICHTSJAHR 1914. 1939. 1989

2014 jähren sich markante Wendepunkte des viel zitierten «Jahrhunderts der Extreme»: Der Beginn des Ersten und des Zweiten Weltkrieges in den Jahren 1914 und 1939. Mit der Öffnung der Mauer im Herbst 1989 war schließlich der Untergang des Realsozialismus nicht mehr aufzuhalten. Die Rosa-Luxemburg-Stiftung bietet deshalb eine Vielzahl von Veranstaltungen zu historischen Themen an: Konferenzen und Workshops im In- und Ausland und Veranstaltungsreihen in verschiedenen Städten.

Aktuelle Informationen
finden sich unter:
[www.rosalux.de/
geschichtsjahr2014](http://www.rosalux.de/geschichtsjahr2014)

PUBLIKATION
NACHHALL DER GESCHICHTE
Journal RosaLux 1/2014 zum Thema:
«Vor 100 Jahren begann der
Erste Weltkrieg – um seine Deutung
wird erbittert gerungen»





Inhalt



Von Julia Rudorf und Carsten Wette

„Wir haben zu wenig gewollt!“ – Der Historiker Paul Nolte und der Zeitzeuge Ekkehart Krippendorff über Beweggründe, politische Kultur und die Frage, was von 1968 bleibt 54



Von Christine Boldt

Eine Frage der Haltung – Was bedeutet der „Fall Gurlitt“ für die Provenienzforschung? Die Kunsthistorikerin Meike Hoffmann gehört der Taskforce „Schwabinger Kunstfund“ an 64



Von Sven Lebert

Alte Mauern, tiefe Gräben – Zum 25. Mal jährt sich der Mauerfall in diesem Jahr. Am Forschungsverbund SED-Staat wird der Prozess der Wiedervereinigung erforscht 70



Von Julia Rudorf

Die Heilung in Gedanken – Meditation hält Einzug in die Schulmedizin. Forscher am Cluster „Languages of Emotion“ versuchen herauszufinden, wie Meditation bei Depressionen wirkt 78



Von Sven Lebert

Die Gewalt ohne Grund – Warum werden Schüler zu Tätern? Im Rahmen des Projektes TARGET untersuchen Wissenschaftler der Freien Universität Taten und Biografien von Amokläufern 84



Von Nina Diezemann

Eisen-Zeiten – Die Entdeckung der Eisenverhüttung war ein Wendepunkt in der Geschichte. Forscher untersuchen, wie diese Innovation in unterschiedlichen Kulturen angenommen wurde ... 90

Kurz fundiert



Kurz-fundiert

Wendepunkte in Stichpunkten 100

Impressum

Herausgeber

Das Präsidium der Freien Universität Berlin

Redaktion und Vertrieb

Christa Beckmann (v.i.S.d.P.)
Verena Blindow, Gisela Gross,
Julia Rudorf, Bernd Wannenmacher

Freie Universität Berlin
Presse und Kommunikation
Kaiserswerther Straße 16 – 18, 14195 Berlin
Telefon: (030) 838-73180 | Fax: (030) 838-73187
E-Mail: fundiert@fu-berlin.de

Titelbild

Presse- und Informationsamt der Bundesregierung

fundiert im Internet:

www.fu-berlin.de/fundiert

Druck

H. Heenemann GmbH & Co

Anzeigenverwaltung

ALPHA Informationsgesellschaft mbH
Finkenstraße 10
68623 Lampertheim
Telefon: (06206) 939 – 0 | Fax: (06206) 939 – 232
E-Mail: info@alphapublic.de
www.alphapublic.de

Gestaltung

UNICOM Werbeagentur GmbH
Parkaue 36, 10367 Berlin
Telefon: (030) 509 69 89 – 0
Fax: (030) 509 69 89 – 20
E-Mail: hello@unicommunication.de
www.unicommunication.de

... und dann kam die Wende ...

VON VERENA BLINDOW

Manchmal wird in der Forschung das sprichwörtliche Rad neu erfunden. Oft sind es eher langsame Prozesse oder Schlüsselmomente, die manche Disziplinen grundlegend verändern. Aber es gibt auch immer wieder Geistesblitze, politische Entscheidungen, persönliches Forschungsinteresse: Wendepunkte in der Forschung können sehr unterschiedliche Gründe haben. Fundiert hat mit sechs Wissenschaftlern der Freien Universität Berlin über Beispiele aus ihrer Disziplin gesprochen.

Die Entwicklung der Genom-Schere

Erbkrankheiten heilen und Allergien verhindern – durch gezieltes Reparieren oder Austauschen eines defekten Gens? Was wie Science-Fiction klingt, könnte schon bald Realität sein, sagt Reinhard Kunze, Professor für Molekulare Pflanzengenetik an der Freien Universität Berlin: „Vor 30 Jahren hätte man es nicht für möglich gehalten, dass Gentechniker einmal in das Erbgut von Tieren und Pflanzen eingreifen können.“

Möglich machten diesen Fortschritt die bereits 1986 begonnenen Forschungsarbeiten der Pflanzengenetikerin Ulla Bonas von der Universität Halle-Wittenberg. Auf ihrer Grundlage entwickelten Forscher 2010 spezielle Proteine, sogenannte TALENs („Transcription Activator like Effector Nuclease“). Als Enzyme erkennen und durchtrennen sie DNA-Stränge an einer bestimmten Position.

Vergleichbare Enzyme finden sich in Bakterien, die sich damit gegen eingedrungenes fremdes Erbgut wehren. Dies sind die sogenannten Restriktionsenzyme, die bestimmte, kurze DNA-Abschnitte erkennen und wie eine Schere durchschneiden. Mit Restriktionsenzymen sind aber keine gezielten Schnitte im Erbgut von Tieren und Pflanzen möglich, „das Genom würde in Tausende kleine Schnipsel zerlegt“, sagt Kunze.

Mit der Entwicklung von TALENs fanden Bonas und ihre Mitarbeiter eine Möglichkeit, auch die DNA von höheren Lebewesen an nur einer Stelle zu verändern, ohne den übrigen Gencode zu beschädigen. Für Kunze

ist diese Entdeckung ein „Meilenstein in der Geschichte der Molekularbiologie“. Biologen und Mediziner können sich bereits viele mögliche Anwendungsgebiete für TALENs vorstellen. In der Humanmedizin könnten TALENs etwa zur Behandlung von Erbkrankheiten wie der Bluterkrankheit eingesetzt werden. Kunze vergleicht den Vorgang mit einer Organtransplantation, nur würden bei der Gentherapie DNA-Stränge ausgetauscht. Potenzial sieht der Wissenschaftler auch in der Pflanzenzucht, etwa bei Arten, die Allergien hervorrufen. „Das verantwortliche Gen lässt sich leicht entfernen. Für die Pflanze entsteht dadurch kein Schaden.“

Noch wurde nichts davon in die Tat umgesetzt. Doch Reinhard Kunze ist sicher, dass die Methode innerhalb der nächsten Jahre Verwendung finden könnte. Vorausgesetzt, die Gentechnik werde von der Gesellschaft stärker akzeptiert als heute. „Genveränderte Pflanzen stehen in Deutschland in Verruf“, sagt Kunze. Er und seine Kollegen hoffen, dass durch mehr Transparenz und Information vielleicht auch dort eine Wende erreicht werden kann.



Reinhard Kunze ist Professor für Molekulare Pflanzengenetik an der Freien Universität Berlin. Kontakt: rkunze@zedat.fu-berlin.de

Die DNA verändern, ohne den
Gencode zu beschädigen?
Forscher wie Reinhard Kunze
arbeiten daran.



Medizingeschichte, kritisch hinterfragt

Es handelt sich um eines der grausamsten Kapitel der Medizingeschichte: Im Namen der Medizin stellen sie Menschenversuche an, ermordeten Kranke und führten Zwangssterilisationen durch. Die historische Aufarbeitung dieser Verbrechen begann jedoch erst vor 35 Jahren, sagt die Medizinhistorikerin Sabine Schleiermacher: „Mitte der 80er Jahre wurden immer mehr Archivalien ans Tageslicht gebracht, es gab eine Vielzahl an Publikationen – und mit ihnen neue Fragen.“ Vor allem der Gesundheitstag 1980, eine alternative Gegenveranstaltung zum Deutschen Ärztetag, zu der sich Tausende von Ärzten, Schwestern, Pfleger und Medizinstudierende an der Freien Universität Berlin trafen, gab der kritischen historischen Aufarbeitung einen Schub. Er stand unter dem Motto: „Medizin im Nationalsozialismus“. Eine Veranstaltung, die ihrer Disziplin eine neue Richtung gab, sagt Schleiermacher: „Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich seither mit der Medizingeschichte befassten, waren nicht mehr nur Ärzte, sondern jetzt auch Politologen oder Historiker. Ihre Fragen waren vor allem eines: patientenorientiert.“

Schleiermacher, selbst studierte Theologin, ist überzeugt, dass die Medizingeschichte von diesem Paradigmenwechsel enorm profitiert hat: „Das Fach hat in der Wissenschaft dadurch an Bedeutung gewonnen.“

Neben der Geschichte der Medizin im Deutschland der Nazi-Zeit befasst sie sich auch mit der Medizin wäh-

rend der Nachkriegszeit in Ost- und Westdeutschland. Aktuell arbeitet Schleiermacher an einem Vergleich der Gesundheitssysteme in der BRD und der DDR. Das Überraschende: „In der sowjetischen Besatzungszone wurde schon nach kurzer Zeit eine zentrale Gesundheitsverwaltung eingerichtet und in der Verfassung der DDR das ‚Recht auf Gesundheit‘ verankert. Prävention wurde groß geschrieben“, sagt die Wissenschaftlerin. „In der Bundesrepublik wurden hingegen die während des Nationalsozialismus konsolidierten Strukturen des Gesundheitssystems mit nur kleinen Änderungen beibehalten. Eine grundsätzliche Orientierung an der Prävention gab es nicht.“ Nach der Wende wurde in den Neuen Bundesländern das westdeutsche System eingeführt.

Sabine Schleiermacher stößt in ihrer Forschung immer wieder auf Themen, die für aktuelle gesundheitspolitische Debatten relevant sind, etwa die Diskussion um die Verdienstmöglichkeiten niedergelassener und angestellter Ärzte. Sie ist überzeugt, dass hier der Ost-West-Vergleich – und die Medizingeschichte allgemein – besonders aufschlussreich sein kann.



Dr. Sabine Schleiermacher ist Wissenschaftliche Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Medizin und Ethik in der Medizin, Charité – Universitätsmedizin Berlin.
E-Mail: sabine.schleiermacher@charite.de

Foto: privat

Rechte Morde und blinde Flecken

Zwei Jahrzehnte hat es gedauert, bis die rechtsextreme Mordserie, die sich Anfang der 1990er Jahre in Deutschland ereignet hat, überhaupt als solche erkannt wurde: Die in den Medien als „Döner-Morde“ bezeichneten Anschläge gingen auf die rechtsterroristische Organisation „Nationalsozialistischer Untergrund“ (NSU) zurück, deren Versteck Anfang November 2011 entdeckt wurde. Im Mai 2013 begann der Gerichtsprozess gegen Beate Zschäpe, die einzige Überlebende der Terrorzelle, sowie gegen vier mutmaßliche Helfer und Unterstützer. Mit dem Prozess wurden auch immer mehr Ermittlungsfehler, Pannen und Ungereimtheiten bei der Arbeit der zuständigen Behörden bekannt.

Für Hajo Funke, Professor für Politikwissenschaft an der Freien Universität, stellt der NSU-Terror eine dreifache Wende dar. Einmal durch die Welle neonazistisch inspirierter Gewalttaten selbst, weiter durch das Auffliegen des NSU-Netzwerkes sowie durch die fehlende Aufarbeitung der Ermittlungsspannen seitens der Behörden. „Angela Merkel hat 2011 bei der Trauerfeier für die Mordopfer ihr Versprechen gegeben, das Versagen der Sicherheitsbehörden in dem Fall aufzuklären“, sagt Funke. „Knapp ein Jahr später hat Klaus-Dieter Fritsche, der zuständige Staatssekretär im Innenministerium, dieses Versprechen gekippt und die Aufklärung damit gebremst.“ Bis heute sind die Pannen bei der Untersu-

chung der Verbrechen nicht vollständig aufgeklärt. Ein Versäumnis mit Ansage, ist Hajo Funke, der den Fall von Anfang an mitverfolgt hat, überzeugt: „Die Ermittlungen werden von oberster Stelle blockiert!“

Für die Politik- und Sozialwissenschaften hat sich mit der NSU-Affäre ein neuer Forschungszweig entwickelt, an dem eine Reihe von Wissenschaftlern beteiligt war. Schon bevor die rechtsextreme Organisation in der Öffentlichkeit bekannt wurde, warnten einzelne Forscher und Wissenschaftler immer wieder vor einem gewaltbereiten, neonazistisch inspirierten Rechtsextremismus in Deutschland – etwa Richard Stöss, der wie Hajo Funke an der Freien Universität forscht und lehrt. Doch die Warnungen der Wissenschaftler wurden vom politikwissenschaftlichen Mainstream vielfach ignoriert oder verharmlost, kritisiert Hajo Funke. „Mit dem Bekanntwerden des Untergrundnetzwerkes wurde jedoch klar, dass die Warnungen richtig und gerechtfertigt waren“, sagt Funke. Neben dem Otto-Suhr-Institut an der Freien Universität entwickelten sich in den vergangenen 20 Jahren auch in anderen Städten Wissen-

schaftszentren, die zu Rechtsextremismus in Deutschland und über die NSU-Affäre forschen – etwa um Wissenschaftler wie Fabian Virchow an der Fachhochschule Düsseldorf, Wilhelm Heitmeyer an der Universität Bielefeld oder Bernd Wagner, der als Kriminalist und Rechtsextremismus-Experte aus Frankfurt an der Oder die Aussteiger-Initiative „Exit“ gegründet hat. Der Forschung zum Thema Rechtsextremismus in Deutschland hat die NSU-Affäre eine neue Dynamik verliehen, sagt Funke: „Ich weiß durch meine Lehrtätigkeit, dass sich viele Studierende für dieses Thema interessieren“, sagt er. Und hofft auf nachhaltige Impulse für seine Disziplin: „Wichtig wäre vor allem, dass sich mehr Wissenschaftler mit dem Thema auseinandersetzen, und zwar systematischer und besser vernetzt als bisher.“



Hajo Funke ist Professor für Politikwissenschaft am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin.

E-Mail: hfunk@zedat.fu-berlin.de

Foto: Nic Frank

Anzeige

#talentberlin #berlinjobs

BERLIN ♥ YOU

BERLIN ♥ NERDS

www.talent-berlin.de | www.berlin-sciences.com

TALENT BERLIN

POWERED BY

berlin Partner
for Wirtschaft und Technologie

berlin



facebook.com/talent-berlin

twitter.com/talentberlin

www.talent-berlin.de



Wirtschaftliche Stabilität sowie
Vereinbarkeit von Familie
und Beruf sollten Eckpunkte
der Familienpolitik sein.

Familienpolitik auf dem Prüfstand

Die Frage klingt einfach und naheliegend. Trotzdem wurde sie in der Familienpolitik in Deutschland lange nicht gestellt: Wovon profitieren Familien wirklich? Systematisch und nachhaltig werden familienpolitische Maßnahmen in Deutschland erst seit 2009 evaluiert – ein Wendepunkt für C. Katharina Spieß, Professorin für Bildungs- und Familienökonomie an der Freien Universität und dem Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) Berlin. „Zuvor wurde Familienpolitik in Deutschland weder systematisch ausgewertet noch die Auswertung von einer Stelle aus koordiniert“, sagt Spieß. Im Herbst 2009 gaben schließlich das Familien- und das Finanzministerium den Anstoß, zentrale familienpolitische Leistungen auf ihre Wirkung hin zu überprüfen. Forscher und Forscherinnen unterschiedlicher Disziplinen und Einrichtungen erstellten hierzu elf Teilstudien sowie ein Datenmodul: Für das Jahr 2010 umfasste die deutsche Familienpolitik demnach insgesamt etwa 156 ehe- und familienbezogene Einzelmaßnahmen, für die etwa 200 Milliarden Euro zur Verfügung standen. In Einzelstudien evaluierten die Wissenschaftler vorrangig fünf Ziele der Familienpolitik: die wirtschaftliche Stabilität von Familienhaushalten, die frühe Förderung von Kindern, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die Realisierung von Kinderwünschen sowie der Nachteilsausgleich zwischen Familien, etwa im Falle von Alleinerziehenden oder Niedrigverdienern. Schon die Formulierung solcher Ziele sei ein Wendepunkt in der Eva-

luationsforschung im Bereich Familienpolitik gewesen, sagt C. Katharina Spieß. „Zuvor ist oft nicht klar gewesen, welche Ziele die Familienpolitik überhaupt vorrangig umsetzen will.“

Mit verschiedenen Methoden prüften die Forscher, welche der zentralen Aktionen tatsächlich erfolgreich waren. Dabei analysierten sie Wirkungen aus den vergangenen Jahren, stellen aber auch mittels Simulationen Prognosen für die Zukunft an. Zielkonflikte ergaben sich etwa beim Ehegattensplitting: Es erhöhe zwar kurzfristig das Haushaltseinkommen einer Familie. Für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf sei es jedoch wenig hilfreich, so das Fazit der beteiligten Wissenschaftler. Sie empfehlen als Alternative das Realsplitting, bei dem ein geringerer Anteil des gemeinsamen Einkommens vorteilhafter besteuert wird. Wesentlich weniger Konflikte entstehen dagegen beim Thema Kita-Ausbau. „Es lohnt sich, weiter in den Bereich zu investieren“, sagt Spieß, ebenso wie in die Evaluation familienpolitischer Maßnahmen: „Wir brauchen eine Evaluationskultur in der Familienpolitik, damit der Wendepunkt ein nachhaltiger ist.“



C. Katharina Spieß ist Professorin für Bildungs- und Familienökonomie an der Freien Universität Berlin.
E-Mail: kspiess@diw.de

Foto: Isis Martins

Anzeige

Akademische Buchhandlung

Ihre wissenschaftliche
Versandbuchhandlung mit den
besonderen Dienstleistungen.

Aktuell. Kompetent. Schnell. Zuverlässig.

Werner GmbH

Ehrenbergstraße 29
14195 Berlin

Telefon +49 (0)30 84 19 08-0
Telefax +49 (0)30 84 19 08-25
E-Mail info@akabuch.de
www.akabuch.de

Das neue Sprachgefühl

Emotionen sind wichtig für das Erlernen von Sprache. Vielen Wissenschaftlern, die sich mit der Entwicklung von Kindern und ihrem Spracherwerb befassen, ist dies geläufig. Nur recht wenige aber haben Emotionen im Spracherwerb untersucht. Erstaunlich, da kleine Kinder schon sehr früh Emotionswörter wie ‚traurig‘, ‚froh‘ oder ‚wütend‘ verwenden, wie die Professorin für Linguistik am Institut für Deutsche und Niederländische Philologie der Freien Universität Berlin, Gisela Klann-Delius, sagt. „In diesem Zusammenhang haben Linguisten, Psychologen und Neurowissenschaftler auch gezeigt, dass das Reden über Gefühle soziale Kompetenzen befördern hilft.“ Es sind solche Beobachtungen, die in den vergangenen Jahrzehnten dazu geführt haben, dass Emotionen in der Sprachforschung als wichtiger Faktor anerkannt wurden – eine Entwicklung, die Gisela Klann-Delius als „emotional turn“ bezeichnet.

Der „emotional turn“ ist eine noch relativ junge Entwicklung in den Neuro- und Sprachwissenschaften. Zuvor ging man davon aus, dass das Erlernen einer Sprache ein kognitiver, also auf gedanklichem Verstehen basierter Prozess sei. Der als „cognitive turn“ bezeichnete wissenschaftliche Ansatz ließ das Gefühl außen vor. Ebenso wenig wurde gesehen, dass Sprache, Kognition und Emotion in körperlichen Prozessen wurzeln.

„Wenn ein Mensch ein Wort hört, das einen motorischen Vorgang beschreibt – etwa ‚kicken‘ –, werden dieselben sensomotorischen Areale im Gehirn aktiv, die stimuliert werden, wenn man selbst die Handlung ausführt – also zum Beispiel einen Fußball kickt,“ sagt Klann-Delius. Mit Gefühlen verhält es sich ganz ähn-

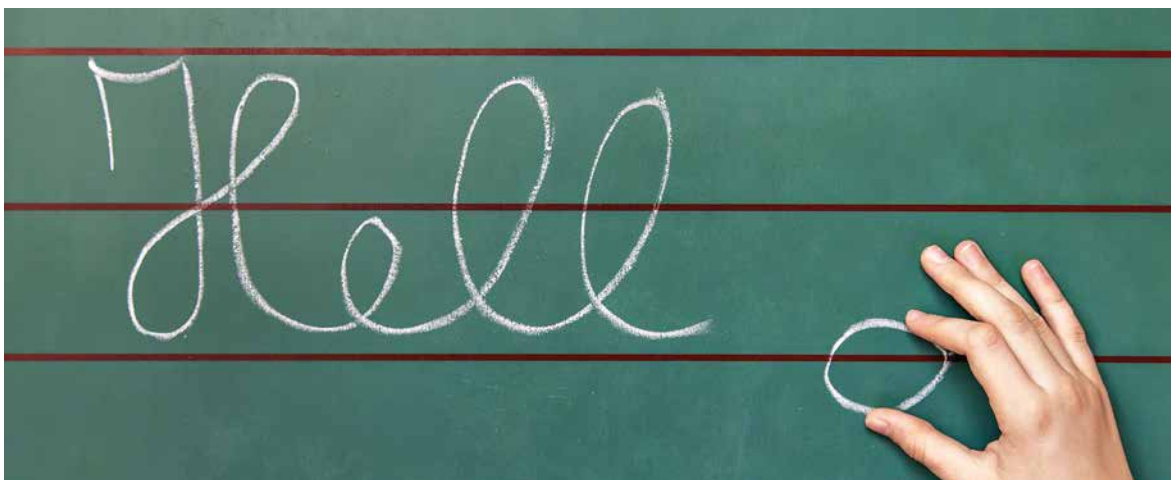
lich: Hört ein Erwachsener ein Emotionswort, werden im Gehirn dieselben Areale aktiviert, die auch reagieren, wenn die mit dem Wort verbundenen praktischen Handlungen ausgeführt würden. Dies hat der Neurobiologe und Sprachwissenschaftler Professor Friedemann Pulvermüller von der Freien Universität gezeigt.

„Die interdisziplinäre Verknüpfung ist gerade in unserem Forschungsgebiet enorm wichtig“, sagt Gisela Klann-Delius. Etwa wenn es darum geht, Antworten auf die Frage zu finden, wieso es Sprache und Ausdrucksformen für Emotionen gibt. Am Cluster „Languages of Emotion“ der Freien Universität arbeiten Linguisten wie Klann-Delius und Neurowissenschaftler wie Pulvermüller gemeinsam an Studien, die weitere Erkenntnisse liefern sollen. „Uns interessieren Fragen wie: Warum berühren uns bestimmte Ausdrucksformen emotional? Oder: Welche literarischen Stilmittel verstärken Emotionen?“, sagt Gisela Klann-Delius. Das Zusammenspiel von Sprache und Emotion beim Spracherwerb von Kindern steht im Zentrum ihrer aktuellen Forschung: Lassen sich Wörter leichter erlernen, wenn sie etwa mit einer bestimmten Wortmelodie oder Intonation versehen sind? Dafür, dass diese sogenannte affektive Prosodie für das Erlernen von Worten bei Kleinkindern eine wichtige Rolle spielt, gibt es deutliche Hinweise.

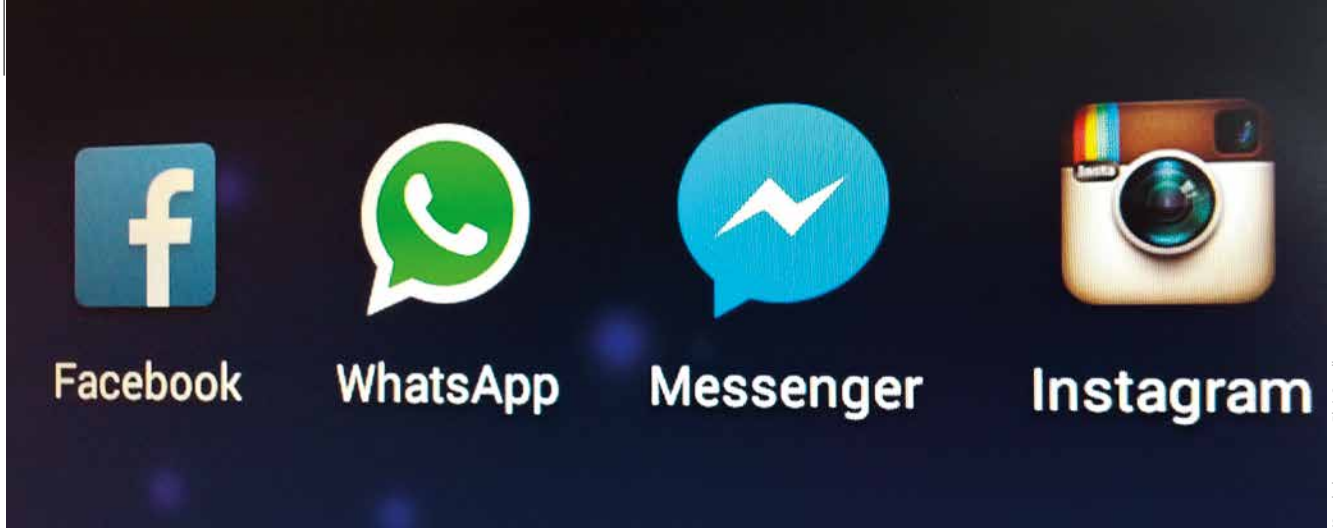


Gisela Klann-Delius ist Professorin für Linguistik am Institut für Deutsche und Niederländische Philologie der Freien Universität Berlin.
E-Mail: gisela.klann-delius@fu-berlin.de

Das Zusammenspiel von Sprache und Emotion beim Spracherwerb von Kindern ist ein Teil der aktuellen Forschung am Cluster „Languages of Emotion“.



photocase.de, quilloo



Trotz des täglichen Umgangs mit dem Internet sehen viele Nutzer das Thema Sicherheit als nicht so wichtig an.

Sicherheit in Zeiten des Cyberwars

Im Juni 2013 ließ Edward Snowden die Bombe platzen: Seit Jahren soll die US-amerikanische Sicherheitsagentur NSA Daten aus Deutschland abgefangen, gespeichert und ausgewertet haben. Schlagworte wie Internetsicherheit und Datenschutz haben seither zwar in der Öffentlichkeit an Bedeutung gewonnen. Einen echten Wendepunkt kann Dr. Sandro Gaycken vom Fachbereich Mathematik und Informatik an der Freien Universität bisher dennoch nicht erkennen. Der Experte für Cyberwar und Hochsicherheits-IT bewertet die mediale Aufregung als eher oberflächlich: „Wirklich geändert haben ihr Verhalten die wenigsten“, sagt er. Die Nutzerzahlen von ‚Whatsapp‘ würden das besonders verdeutlichen. Der Chat-Anbieter steht wegen laxer Datenschutzrichtlinien zwar in der Kritik. Trotzdem seien nur etwa 80.000 der mehr als 30 Millionen Nutzer in Deutschland zum als sicher geltenden Anbieter ‚Threema‘ gewechselt. Das zeige, dass trotz des Wissens um IT-Sicherheitsprobleme nur wenig Bereitschaft vorhanden sei, sich auf Alternativen einzulassen – vor allem wenn diese scheinbar unbequemer und teurer seien, sagt Gaycken. „Im Falle von Threema würde das bedeuten: Weniger potenzielle Kontakte im Adressbuch und etwa drei Euro für den Kauf der App ausgeben.“

In der Wirtschaft ist man dagegen mittlerweile eher bereit, in sichere Technologien zu investieren, weiß Gaycken. Er arbeitet an der Entwicklung solcher Systeme mit. Dafür entwirft der Informatiker zunächst ein Bedrohungsmodell. Dabei ist die wichtigste Frage: Wer könnte überhaupt ein Interesse daran haben, in das Computersystem einzudringen?

Es folgt ein Risikomodell, das die Wahrscheinlichkeit und mögliche Ziele eines Angriffs aufführt. Auf dieser Basis erstellt Sandro Gaycken schließlich eine Priorisierung sinnvoller Gegenmaßnahmen – etwa Hochsicherheits-IT für besonders kritische Technologien. Dass das Thema IT-Sicherheit seit der NSA-Affäre immer

wieder in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt ist, hat laut Gaycken nicht nur Vorteile – nicht zuletzt für die Forschung. Das zeige etwa der sprunghafte Anstieg von selbsterklärten ‚Cyberexperten‘: „Deren Expertise lässt sich kaum mit einer jahrelangen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit IT-Sicherheit vergleichen. Viele behaupten auch gerade, sie hätten interdisziplinäre Expertise dazu, obwohl sie vorher ganz andere Dinge getan haben.“ Außerdem würden viele Forschungszentren Schwerpunkte wählen, die nicht unbedingt zielführend seien.

Sandro Gaycken kritisiert, dass so viele Gelder in die Entwicklung von Technologien zur Abwehr von Internetangriffen fließen, die nicht halten, was sie versprechen. Oft seien die Bedrohungsmodelle, die diesen Entwicklungen zugrunde lägen, längst überholt, sodass Schadsoftware leichtes Spiel hätte.

Trotzdem sieht der Wissenschaftler einen positiven Trend in seinem Forschungsgebiet: „Derzeit entstehen viele neue Forschungsfelder zu IT-Sicherheit, etwa zu Themen wie Cyber-Risiken, Innovation oder Industrial-IT. Gerade unter Studierenden ist das Interesse riesig.“ Auf lange Sicht würden Snowdens Informationen für die Entwicklungen in der IT-Sicherheit von großem Nutzen sein. „Wir haben aktuell die Möglichkeit, herauszufinden, wie sich das Risiko eines Internetangriffs messen lässt und wie effizient welche Sicherheitstechnologie wirklich ist, da wir nun wissen, womit wir es zu tun haben“, sagt Gaycken. „So werden wir auch die Entwicklungen, die nur kurzfristig erfolgreich sein können, weil sie schnell veralten, bald einholen können.“



Dr. Sandro Gaycken ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Informatik der Freien Universität Berlin.
E-Mail: s.gaycken@fu-berlin.de





Das globale Trauma eines Jahrhunderts

Wie der Historiker Oliver Janz der Freien Universität zusammen mit internationalen Forschern ein globales Bild des Ersten Weltkriegs entwirft – unter anderem mit der weltweit ersten Online-Enzyklopädie zum Ersten Weltkrieg.



VON MATTHIAS THIELE

Im Ersten Weltkrieg standen sich Soldaten aller Kontinente auf den Schlachtfeldern gegenüber. Doch bisher hat sich die Forschung meist auf Teilaspekte des großen Krieges aus nationaler Sicht konzentriert, sagt ein Historiker der Freien Universität Berlin. Gemeinsam mit Kollegen aus dem In- und Ausland arbeitet er an der ersten Online-Enzyklopädie, die das Ereignis umfassend aus globaler Perspektive beleuchten soll.

Ein wahnsinniger Husten setzt ein. Die Kehle ist wie zugeschnürt, als die grünlich-braunen Schwaden in die Gräben der Briten und Franzosen eindringen. Gas! Stimmen die Gerüchte über seinen Einsatz doch? Pferde scheuen, nach Atem ringend stürzen die Soldaten aus den Stellungen und stolpern ins Hinterland. Ein beißender Geruch breitet sich aus, panisch greifen sie nach ihren Taschentüchern, halten sich die Ärmel ihrer Uniform schützend vor die Nase. Sie schreien nach Wasser, spucken Blut, wälzen sich am Boden und ringen nach Luft.

Es ist der 22. April 1915, gegen 18 Uhr, als der Krieg seine schaurigste Fratze zeigt und das Deutsche Heer ein Tabu bricht: Die neu geschaffene „Desinfektionskompanie“ der 4. Armee hat aus 5730 Stahlflaschen rund 150 Tonnen giftiges Chlorgas in die Luft geblasen. Der erste Einsatz eines Massenvernichtungsmittels. Auf sechs Kilometern Breite schlagen sie so in der Nähe der westflandrischen Stadt Ypern eine Bresche in die Front der Franzosen und Briten.

„Der Gasangriff von Ypern ist sicher einer der bekanntesten Wendepunkte in der Geschichte der Kriege“, sagt Professor Oliver Janz vom Friedrich-Meinecke-Institut für Geschichtswissenschaften an der Freien Universität Berlin. Allerdings ist die Erinnerung an den Gaskrieg vor allem geprägt von der späteren Rezeption in Romanen – in Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ etwa oder Ernst Jüngers „In Stahlgewittern“. „Historisch betrachtet spielt er für die Gesamtbewertung des Ersten Weltkrieges eine untergeordnete Rolle und ist als Teilaspekt einer moralischen Entgrenzung des Krieges zu sehen“, sagt der Historiker.

Janz ist Leiter des Projekts „1914-1918-online“, einer Internet-Enzyklopädie zum Ersten Weltkrieg, die am 8. Oktober 2014 online geht. Mehr als 1.500 Artikel von rund 1.000 Autoren werden dann verfügbar sein – Forschungseinrichtungen aus 14 Ländern sind seit einigen Jahren an der Erarbeitung dieser Inhalte beteiligt. Würde man sämtliche Beiträge drucken, entstünde ein Handbuch mit 30 Bänden.

Ziel der umfangreichen Enzyklopädie ist es, ein anderes Bild des Ersten Weltkrieges zu zeichnen:

„Bis heute beruht die Vorstellung vom Ersten Weltkrieg in der deutschen Öffentlichkeit auf Erlebnissen an der Westfront – wie dem Gasangriff von Ypern“ sagt Janz. Lange wurde der Krieg vornehmlich als europäischer Konflikt betrachtet, als Ergebnis der Entwicklung vom Bismarckschen Bündnissystem eines Gleichgewichtes der Kräfte hin zu einem europäischen Krieg zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn, Großbritannien, Frankreich und Russland.

Der große Krieg ist entgrenzt, er ist industriell und geprägt von neuer Technik

Dabei sind die Dimensionen des „Großen Krieges“, wie ihn die Zeitgenossen meist nannten, weitaus größer. Er ist der erste globale Krieg, der erste umfassende Krieg, er ist entgrenzt, industriell und wird durch neue Technologien geprägt. In der vor allem für die Fachwelt gedachten Online-Enzyklopädie, aber auch in seinem neuen Buch „14 – Der Große Krieg“, werden diese Aspekte des Krieges nun umfassend dargestellt und präsentiert.

Janz hat dafür den historischen Blick auf den Ersten Weltkrieg ausgeweitet, hat ihn gleichsam globalisiert; denn lange bewerteten die Historiker ihn aus ihrer nationalen Perspektive. Für die Russen war er vor allem das Ende des Zarenreiches und der Beginn der bolschewikischen Revolution, für die Vereinigten Staaten der Aufstieg zur Weltmacht, für die Österreicher das Ende ihres Vielvölkerstaates, für Deutschland die Urkatastrophe auf dem Weg zu den Massenmorden des NS-Regimes.

Die neue Enzyklopädie verfolge deshalb einen trans- und internationalen Ansatz, sagt Professor Janz: „Dabei zeigt sich, dass der Krieg auch die scheinbar neutralen Staaten traf, dass er eine lange Vorgeschichte hatte und länger andauerte, als es in Schulbüchern steht.“

Schon Jahre vor dem Ausbruch des Krieges erkennen österreichische und deutsche Militärs, dass sich während der zweiten Marokko-Krise 1911 und den Balkankriegen 1912 und 1913 das europäische Machtgefüge zu Ungunsten der Mittelmächte verschoben hat. Nicht wenige Offiziere fordern einen Präventionskrieg insbesondere gegen Frankreich und den Einfluss Russlands auf dem Balkan.

Die Planungsstäbe in den Kriegsministerien haben zu diesem Zeitpunkt längst die Aufrüstung ihrer Armeen vorangetrieben. Zum Einsatz kommen erstmals neuartige Waffen wie das neu entwickelte Maschinengewehr. Es verstärkt die Verteidigungslinien ebenso wie die verbesserten Artilleriegeschütze, die Dank hydraulischer Rückstoßmechanismen die enormen Kräfte beim Feuern abfangen, sodass die Haubitzen und Feldkanonen nicht nach jedem Schuss neu ausgerichtet werden müs-

Deine Uni im Netz

campus.leben

Das Online-Magazin

Lesen, was los ist

fu-berlin.de/campusleben

#FreieUniversitaet #Berlin

Die Uni-Facebook-Seite

Sagen, was los ist

facebook.com/freieuniversitaetberlin



sen. Zudem sorgt neue, rauchlose Munition dafür, dass die Verteidiger auch nach dem Beginn einer feindlichen Offensive freien Blick auf das Schlachtfeld behalten. „Die enorm gesteigerte Feuerkraft der modernen Waffen, ihre Frequenz, Durchschlagskraft und Reichweite erschwerten den Angriff und boten dem Verteidiger einen deutlichen Vorteil. Diese strukturelle Überlegenheit der Defensive war neu und stellt einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte der Kriege dar“, sagt Historiker Janz. Mit dramatischen Folgen: Das Vernichtungspotenzial der Infanterie und Artillerie nahm in den 50 Jahren vor dem Ersten Weltkrieg insgesamt etwa um das Zehnfache zu.

Eine neue Form der Kriegsführung

Die moderne Form der Kriegsführung widerspricht den Erwartungen der Soldaten und bedeutet für die meisten einen Schock. Sie haben einen heldenhaften, ritterlichen Krieg vor Augen und möchten sich durch Mut, Tapferkeit und Ehre auszeichnen. Stattdessen heben sie vor allem an der Westfront Gräben aus, um sich vor dem feindlichen Beschuss zu schützen und die Front zu verteidigen.

An der Südfront entstehen von 1915 an mitten im Hochgebirge zwischen dem damals noch österreichischen Südtirol und Italien Gefechtsstellungen. So wird etwa unterhalb des Ortlers, auf 3850 Metern Höhe, eine Gebirgskanone in Stellung gebracht.

Zwar spielt die neue, defensive Form der Kriegsführung schon im Krimkrieg (1853–56), der Spätphase des Amerikanischen Bürgerkriegs (1861–1865) und im Russisch-Japanischen Krieg (1904–1905) eine Rolle, dennoch beruht die Militärdoktrin beider Seiten bei Beginn der Kampfhandlungen 1914 noch auf dem althergebrachten Bewegungskrieg. „Die obersten Militärs hatten die Zeichen der Zeit nicht erkannt“, stellt der Historiker fest. „Die Waffentechnik ermöglichte beiden Seiten nahezu undurchdringliche Abwehrstellungen – und dennoch schickten die Generäle gerade in den ersten Kriegsmonaten Tausende Soldaten in die feindlichen Linien.“

So ist es kaum verwunderlich, dass in den Anfangsschlachten des Ersten Weltkrieges die Verluste dramatisch sind – auch hier steht die Geschichte an einem Wendepunkt. Die veränderte Größenordnung zeigt sich etwa im Vergleich mit der Schlacht von Solferino im Jahr 1859, die als eine der blutigsten des 19. Jahrhunderts gilt. Damals fallen in diesem italienischen Ort etwa 10.000 Soldaten. 1914 dagegen kommen in den wenigen Tagen zwischen dem 20. und 23. August rund 40.000 französische Soldaten ums Leben, 27.000 davon alleine am 22. August. Teilweise verlieren Brigaden bei

einem einzigen Angriff drei Viertel ihrer Männer. „Der Stellungskrieg ist als Reaktion auf diese traumatischen Erfahrungen zu verstehen“, sagt Oliver Janz. „Dabei kommen immer wieder neue Waffen und Taktiken zum Einsatz, die kurzfristig der einen oder der anderen Seite einen Vorsprung verschaffen. Doch die Gegenseite lernt schnell, und keiner Kriegspartei gelingt der entscheidende Durchbruch.“

An der Ostfront ist es weniger der rücksichtslose Einsatz von Menschen und Material, die den Krieg ab 1914 prägen, sondern sein verbrecherisches Antlitz. Besonders in Osteuropa und dem Osmanischen Reich überschreitet der Krieg auch ethische und völkerrechtliche Grenzen, endet in Massakern und Völkermord.

Fast zwei Millionen russische Soldaten verlieren bis 1917 ihr Leben, Millionen Zivilisten befinden sich auf der Flucht oder werden deportiert. Als Russland nach dem Frieden von Brest-Litowsk aus dem Ersten Weltkrieg ausscheidet, ist das Zarenreich schon Geschichte. Ein Bürgerkrieg erfasst Russland, in dem bis 1923 Millionen weiterer Menschen ums Leben kommen. Immer wieder kommt es zu Pogromen vor allem gegen die deutschstämmige und jüdische Bevölkerung im Land.

Im Osmanischen Reich richten sich die Gräueltaten gegen die christliche Minderheit im Land. 1915 entlässt die militärische Führung alle armenischen Rekruten aus der Armee und lässt sie entweder erschießen oder in Arbeitskolonnen dahinsiechen; später ermorden die muslimischen Herrscher auch Frauen, Kinder und Greise – insgesamt fallen dem Völkermord eine Million Menschen zum Opfer.

Auf dem Balkan deportieren und meucheln Bulgaren Angehörige der serbischen und griechischen Elite in Mazedonien; serbische Soldaten vergewaltigen und massakrieren Muslime bei ihrem Einmarsch in Bosnien; Griechen morden in Südalbanien.

Unfassbare Gräueltaten werden verübt

Auch im Westen überschreiten Soldaten Grenzen: Im August 1914 massakriert die österreichisch-ungarische Armee in Serbien 4.000 Zivilisten. Auf ihrem Vormarsch durch Belgien und Nordfrankreich wittert die deutsche Armee Freischärler und ermordet rund 6.500 Menschen. Allein beim Massaker von Dinant im August 1914 erschießen Wilhelms Truppen 674 Zivilisten. Ein französischer Offizier berichtet von den Kämpfen auf der Gallipoli-Halbinsel über die dort kämpfenden Truppen des British Empire: „Die Australier massakrieren jeden Türken.“

Kriegsgefangene beider Seiten sterben in den Gefangenenlagern an Typhus und Fleckfieber. Völkerrechtswidrig werden an allen Fronten gefangen genommene



Library of Congress

Der Erste Weltkrieg hatte nichts Heldenhaftes.
Im Gegenteil: Er war geprägt von Grausamkeit, Brutalität,
industriellem Töten und dem erstmaligen Einsatz
eines Massenvernichtungsmittels.



Library of Congress



Soldaten erschossen, die Verantwortlichen lassen Hass- und Rachegefühlen freien Lauf.

Die Zivilbevölkerung leidet nicht zuletzt auch unter den Folgen des Krieges: Die britische Seeblockade schneidet die Mittelmächte vom Welthandel ab – allein in Deutschland sterben in der Folge rund 800.000 Zivilisten, weil das Reich nicht mehr genügend Futter- und Düngemittel für die Landwirtschaft importieren kann und die Lebensmittel knapp werden.

Deutschland antwortet, indem es den britischen Seehandel durch U-Boot-Angriffe stört und dabei vielfach das Völkerrecht missachtet, weil Schiffe ohne Vorwarnung versenkt werden.

„Das Ausmaß der Verrohung vieler Frontsoldaten und die Entgrenzung des Krieges auch in moralisch-ethischer Hinsicht, sind ein weiterer Wendepunkt, den der Erste Weltkrieg markiert“, sagt Professor Janz. „Dabei sind es nicht nur die einfachen Soldaten – auch Offiziere und die Oberste Heeresleitung nehmen Völkerrechtsverstöße bewusst in Kauf oder ordnen sie sogar an.“

Exemplarisch hierfür ist auch die Vorgeschichte des Giftgas-Einsatzes. Mit dabei in Ypern an der Front in preußisch-grauer Uniform: der Chemieprofessor und spätere Nobelpreisträger Fritz Haber. Er gilt als Patriot und überzeugter Militär. „Im Frieden der Menschheit, im Krieg dem Vaterland“, lautet sein Motto. blieb ihm nach seinem Studium aufgrund seiner jüdischen Herkunft eine Laufbahn als Reserveoffizier zunächst noch verwehrt, bietet sich dem ehrgeizigen Wissenschaftler nun die Chance, in die staatlich-militärische Führungselite des Reiches aufzusteigen.

Schon vor dem Krieg kümmert er sich um die Versorgung der Munitionsfabriken mit Salpeter, von dessen Einfuhr aus Chile die Engländer das Reich durch eine Seeblockade abschneiden. Haber entwickelt ein Verfahren zu dessen synthetischer Herstellung, organisiert den Ausbau großer Produktionsanlagen.

Chemiewaffen als Mittel gegen feindliche Stellungen

Führende Militärs der Obersten Heeresleitung schlagen bereits kurz nach Kriegsbeginn vor, chemische Waffen einzusetzen, um die feindlichen Stellungen schnell zu überwinden. Deutsche Chemieunternehmen haben vor Kriegsbeginn einen Weltmarktanteil von 85 Prozent, und Haber hat gute Kontakte zu BASF und IG Farben. Er dient sich als Entwickler an. Dass der Einsatz von Gift gegen Völkerrecht verstößt, ficht die Verantwortlichen nicht an. Sie deklarieren das tödliche Chlor kurzerhand als Reizgas.

Franzosen und Briten sind durch Deserteure und Gefangene über die Vorbereitungen der Deutschen informiert, nehmen die Berichte über den bevorstehen-

den Gas-Angriff aber nicht ernst. Zumal der Wind stetig von West nach Ost weht. Als er nach Wochen des Wartens aus Sicht der Deutschen endlich dreht, schießen sie von einem weithin sichtbaren Fesselballon drei rote Leuchtkugeln ab: das Signal zum Abblasen.

Tausende Briten, Kanadier und Franzosen werden verletzt, hunderte sterben. Die deutsche Generalität ist von der Wirkung der neuen Waffe überzeugt, beschließt zwei Gasregimenter aufzustellen. Haber wird zum Kaiser befohlen und zum Hauptmann befördert.

Doch der Gaskrieg bringt keine Wende. Die deutschen Oberbefehlshaber unterschätzen die Durchschlagskraft des Giftes und schicken nicht genügend Truppen zum Nachrücken an die Front, die die gerissene Lücke hätten besetzen können. Als drei Tage später erneut Gas eingesetzt wird, schützen sich die Verteidiger bereits notdürftig durch Tücher, bald schon kommen die ersten Gasmasken zum Einsatz – die Wirkung der neuen Waffe verpufft.

In den Ersten Weltkrieg sind 40 Staaten verwickelt

Eine Zeitenwende ist der Erste Weltkrieg auch im Hinblick auf seine Ausdehnung. Insgesamt sind 40 Staaten beteiligt, mehr als 70 Millionen Menschen greifen zu den Waffen. Japan und China sind ebenso in Kampfhandlungen verwickelt wie Brasilien, die Vereinigten Staaten und Nepal. Das Britische Weltreich kämpft mit Truppen aus Neuseeland, Indien, Australien und Kanada. Auch die Kolonien in Afrika und Südostasien werden zu Schauplätzen von Kämpfen. Erstmals beteiligen sich die außereuropäischen Großmächte Japan und die USA an einem ursprünglich europäischen Konflikt. Auch vermeintlich neutrale Staaten werden in die Auseinandersetzungen verwickelt: „Großbritannien etwa zwang die neutralen Staaten, ihren Handel einer britischen Kontrolle zu unterwerfen“, sagt Janz: „Der Erste Weltkrieg wurde nicht nur auf den Schlachtfeldern ausgetragen, sondern auch in den Fabriken und Bauernhöfen, den Banken, Häfen und auf den Eisenbahnlinien.“

Der Einfluss Großbritanniens und der Vereinigten Staaten auf die Finanzsysteme aller Staaten der Welt ist schließlich mitentscheidend für den Ausgang des Krieges. Als Kreditgeber zur Finanzierung der Militärausgaben verschulden sich die europäischen Staaten der Entente – neben Russland und Italien vor allem Frankreich und das Vereinigte Königreich – in den USA, während die Mittelmächte mit den beiden Hauptverbündeten Deutschland und Österreich-Ungarn von den globalen Finanzmärkten abgeschnitten werden. Zunächst neutrale Länder in Lateinamerika und Asien treten der Entente bei, um neue Exportmärkte zu erschließen – insgesamt wirkt der Krieg als riesiges, von Europa

finanziertes Konjunkturprogramm für die restliche Welt. „Nicht nur die unterlegenen Staaten Deutschland, das Osmanische Reich und Österreich-Ungarn, auch Frankreich und Großbritannien verlieren weltweit durch diese Entwicklung an Einfluss. Die USA hingegen beginnen ihren Aufstieg zur Weltmacht“, sagt Janz.

Auch das Bild Europas in der Welt ändert sich durch die dramatischen Ereignisse: Für viele Außenstehende hat das Modell eines liberalen Europas Selbstmord begangen und taugt nicht mehr zum Vorbild. Neue Modelle – etwa die gerade entstehende Sowjetunion – prägen als antiimperialistisches, modernes Europa die Intellektuellen in den nach Unabhängigkeit strebenden Kolonien. Ho Chi Minh, der lange in Paris lebt, baut in den Zwischenkriegsjahren in Indochina die Kommunistische Partei auf; auch in China gewinnen die Ideen von Karl Marx und Wladimir Iljitsch Lenin einflussreiche Anhänger.

Mit dem Waffenstillstand ist der Krieg nicht beendet

Als am 11. November 1918 im nordfranzösischen Compiègne ein Waffenstillstand die Kampfhandlungen zwischen den Westmächten und Deutschland beendet, sind zehn Millionen Soldaten und etwa sieben Millionen Zivilisten tot. In anderen Regionen der Welt geht der Krieg weiter: In Russland befinden sich zaristische Truppen und die Rote Armee in einem Bürgerkrieg; im von den Westmächten unterworfenen Osmanischen Reich kämpft Mustafa Kemal Atatürk weitere fünf Jahre für einen unabhängigen Staat. An der Frie-

Anzeige

HEINRICH BÖLL STIFTUNG

Die Leitidee der Einmischung von unten, die Verteidigung der Menschenrechte, die Bedeutung von Literatur und Kunst für eine humane Gesellschaft – all dies war konstitutiv für das Denken, Fühlen und Handeln des ehemaligen Jenaer Dissidenten. Weggefährten und Wissenschaftler zeichnen das Bild eines «moralischen Rebells», den die DDR zum Staatsfeind abstempelte.



Ernest Kuczynski (Hrsg.)

Im Dialog mit der Wirklichkeit

Annäherungen an Leben und Werk von Jürgen Fuchs
Mitteldeutscher Verlag Halle
In Zusammenarbeit mit der Heinrich-Böll-Stiftung
Mai 2014, 17,95 €

4. Europäisches Geschichtsforum

1914-2014: Geschichte im Dienst von Krieg und Propaganda

13./14. November, Heinrich-Böll-Stiftung

100 Jahre nach Ausbruch des ersten Weltkriegs: Welche Mobilisierungsmacht haben überkommene Narrative von Schuld und Recht noch heute? boell.de/veranstaltungen

Heinrich-Böll-Stiftung Schumannstr. 8 T 030 285 34-0
Die grüne politische Stiftung 10117 Berlin www.boell.de

deniskonferenz von Versailles nehmen die sich selbst verwaltenden britischen Kolonien, die Dominions, erstmals mit eigenen Vertretern teil – ein wichtiger Schritt hin zur Unabhängigkeit Australiens, Neuseelands und Kanadas.

„Das Ende des Ersten Weltkrieges hat unsere heutige Landkarte langsam geformt“, sagt Historiker Janz. Auf dem Boden des untergegangenen Osmanischen Reiches und der K.u.k. – Monarchie entstehen unabhängige Nationen, in Osteuropa gründen Polen, Finnen und Balten unabhängige Staaten auf ehemals russischem Territorium – auch in dieser Hinsicht ist der Erste Weltkrieg ein Wendepunkt.

Fritz Haber, der Initiator des Kampfes mit Giftgas, bleibt auch nach dem Krieg ein einflussreicher Chemiker. Er wird 1919 Leiter der „Deutschen Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung“. Zwei Jahre nach seinem Ausscheiden entwickelt das Unternehmen 1922 ein Verfahren zum Aufsaugen der niedrig siedenden Blausäure in Kieselgur: „Zyklon B“, das Gift, mit dem im Dritten Reich die Schergen der SS Tausende Juden in Gaskammern ermordeten. Darunter auch enge Verwandte Fritz Habers.

Prof. Dr. Oliver Janz



Oliver Janz ist seit April 2007 Professor für Neuere Geschichte am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin und Mitinitiator sowie Leiter des Projekts „1914 – 1918-online“, der ersten Internet-Enzyklopädie zum Ersten Weltkrieg, die am 8. Oktober 2014 online geht – und den Ersten Weltkrieg viel umfassender darstellt als bisher. Oliver Janz hat unter anderem die Buchreihe „Italien in der Moderne“ (Böhlau-Verlag) herausgegeben, er ist Mitglied im Kuratorium des Museums „Historial de la Grande Guerre / Museum of the Great War“ im französischen Peronne und schrieb die vielbeachtete Gesamtdarstellung des Ersten Weltkriegs „14. Der Große Krieg“ (Campus-Verlag 2013).

Kontakt:

Freie Universität Berlin, Friedrich-Meinecke-Institut (FMI)
E-Mail: oliver.janz@fu-berlin.de



Von Stahlgewittern und Tornisterbüchern

Als Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts beeinflusste der Erste Weltkrieg auch Schriftsteller und Denker der Zeit. Inwiefern der Erste Weltkrieg einen Wendepunkt für die deutsche Literatur darstellt, untersucht ein Literaturwissenschaftler der Freien Universität Berlin.

VON VERENA BLINDOW

Von euphorischer Kriegsliteratur über Front-Tagebücher bis hin zu großen Antikriegsromanen wie „Im Westen nichts Neues“: Auf den Zeitraum von 1914 bis 1918 lässt sich Literatur des Ersten Weltkriegs nicht beschränken. Schon einige Jahre vor Kriegsausbruch wurden Kampf und Krieg an der „geistigen Front“ thematisiert. Nach Kriegsende setzten sich in der Weimarer Republik Künstler und Literaten auf intensive Weise mit dem Weltkrieg auseinander. Alle drei Phasen haben neue Stilformen hervorgebracht und wurden von Persönlichkeiten des kulturellen Lebens geprägt. Welche Wendepunkte der Krieg für die deutschsprachige Literatur mit sich brachte, erforscht Jürgen Brokoff, Professor für Neuere deutsche Literatur am Institut für Deutsche und Niederländische Philologie.

Als am 28. Juli 1914 der Erste Weltkrieg ausbricht, wird die Nachricht in Deutschland und dem verbündeten Österreich-Ungarn mit Jubelschreien aufgenommen. Ein Krieg scheint ohnehin unvermeidlich. Und Kaiser Wilhelm II. ruft das deutsche Volk auf, sich gegen die „Feindschaft von Ost und West“ zu verteidigen und „fürs Vaterland“ zu kämpfen. Begeistert und siegesgewiss ziehen viele junge Männer an die Front – so oder so ähnlich schildern viele Texte und historische Dokumente

die damalige Situation. Dass sich diese Kriegseuphorie pauschalisieren lässt, bezweifelt Jürgen Brokoff. „Historiker und Literaturwissenschaftler stellen sich die Frage, ob die Begeisterung der Menschen wirklich so groß war, wie es sich in manchen Texten darstellt. Und ob es vielleicht Unterschiede zwischen der Stadt- und der Landbevölkerung gab. Man muss die Reichweite des sogenannten Hurra-Patriotismus grundsätzlich kritisch sehen“, sagt der Literaturwissenschaftler. Dass es zunächst eine Welle der Begeisterung gegeben hat, stehe jedoch außer Frage.

Diese Kriegseuphorie teilen auch viele Schriftsteller und Denker jener Zeit. Thomas Mann etwa begrüßt den „Zusammenbruch einer Friedenswelt“ und führt in seiner Schrift *Gedanken im Kriege*, die 60 Tage nach Kriegsbeginn erscheint, weiter aus: „Krieg! Es war Reinigung, Befreiung, was wir empfanden, und eine ungeheuere Hoffnung.“ Andere Autoren wie Alfred Walter Heymel schreiben den Krieg schon in den Jahren vor 1914 herbei: „Wir sehnen uns, wir schreien nach dem Kriege“, formuliert Heymel 1911 in *Eine Sehnsucht aus der Zeit*. Auch im Ausland ist die Stimmung aufgeheizt: Besonders radikal äußert sich der Schriftsteller und Begründer des italienischen Futurismus Filippo Tommaso Marinetti: Er spricht bereits 1909 von der „Zone intensiven Lebens“ und der „einzigen Hygiene der Welt“, womit er Erfahrungen von Gewalt, Krieg und Katastrophen meint.

Jürgen Brokoff legt Wert darauf, diese Väter im Geiste nicht zu übergehen. „Wenn wir von Erstem Weltkrieg und Literatur sprechen, meinen wir vor allem die Spuren, die die Weltkriegserfahrung in Kunst und Literatur hinterlassen hat. Gesellschaftliche Entwicklungen wurden aber – ebenso wie der Krieg – bereits vorgedacht.“

Die Erinnerung an den Gaskrieg ist vor allem geprägt von der späteren Rezeption in Romanen und Filmen – etwa in Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“.



Literatur halte nach Vorzeichen von Veränderungen Ausschau, die selbst noch nicht eingetreten seien, sagt Brokoff. In der Kunst und Literatur der sogenannten Avantgarde zeichnen sich um 1910 erste Strömungen ab, die sich später im Expressionismus und Dadaismus verfestigen sollten. Dabei bleiben auch kritische Töne nicht aus: Der kriegerischen Weltanschauung habe sich insbesondere der Dadaismus entgegengestellt.

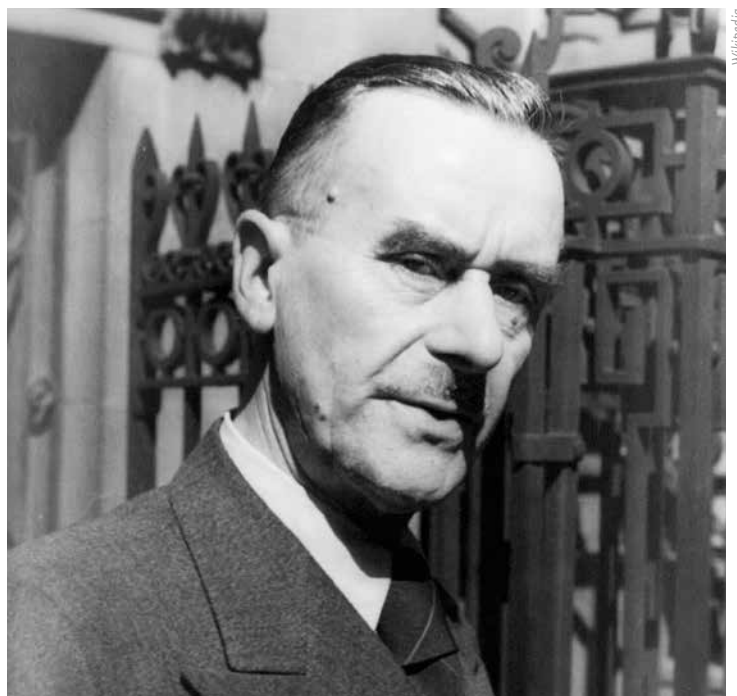
Die Welle der Kriegseuphorie und die unterschiedlichen Reaktionen von Autoren beschreibt Brokoff als erste bedeutsame Phase des Schreibens über das Kriegsgeschehen. Während des Ersten Weltkriegs wird eine Vielzahl von Kriegsgedichten publiziert, die großen Romane erscheinen erst nach 1918. Für Jürgen Brokoff eine erklärbare Abfolge: „Kurze Texte eignen sich viel besser, um aktuelle Geschehnisse wiederzugeben. Kriegsgedichte waren deshalb weit verbreitet. Sie spiegelten das Zeitgeschehen.“ Anhand von Kriegssyrik zeigt sich, dass Autoren mit Veränderungen der Sprache auf die kriegerischen Tendenzen der Zeit reagierten. Ein prägnantes Beispiel dafür ist der Dichter August Stramm. „Bedingt durch die eigene Kriegserfahrung beginnt Stramm nach 1914, anders zu schreiben: Die Sätze lösen sich auf, die Syntax wird zerrissen“, sagt Brokoff. „Die Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg erfordern neue Darstellungsformen.“ Tod, Zerstörung und Verstümmelung finden sich wieder in fragmentarischen Texten, in stakkatoartigen Wortgebilden. August Stramm kämpfte selbst als Soldat an der Front und fiel 1915 an der russischen Grenze.

In seiner Lyrik hat Stramm die Kriegsbegeisterung bereits hinter sich gelassen. Bald stellt sich auch allgemein eine gewisse Ernüchterung ein – das ist für Brokoff die zweite Phase der literarischen Beschäftigung mit dem Krieg. Das Scheitern der deutschen Truppen steht im Gegensatz zur anfänglichen Siegesicherheit der Deutschen. Auch an der Front entpuppt sich der Alltag als weniger pathetisch als gedacht. „Den jungen Soldaten, die teils frühzeitig mit einem ‚Notabitur‘ die Schule verlassen hatten, um in den Krieg zu ziehen, wurde klar, dass das Sterben kein heldenhafter Akt war, sondern namenlos und dreckig“, sagt Brokoff. Um dem eintönigen Frontalltag zu entfliehen, lesen viele Soldaten sogenannte Tornisterbücher – kleinformatige Bücher, die in den Rucksack passen. Kurz *Cornet* genannt, wird etwa Rainer Maria Rilkes *Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke* zum Wegbegleiter vieler Soldaten. Die 1906 veröffentlichte Erzählung handelt vom Schicksal eines jungen Cornets – eines Fahnenträgers – im Türkenkrieg von 1663/1664, in dem der Protagonist einen Heldentod stirbt. Die Erzählung entstand bereits 1899. Zwei Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde sie im Insel-Verlag neu aufgelegt – deutlich erfolgreicher als zuvor. „Rilkes Erzäh-

lung wurde vor und während des Ersten Weltkriegs stark rezipiert“, sagt Brokoff.

Auch Friedrich Hölderlin zählt zu den Favoriten der jungen Generation zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Und das, obwohl er bereits um 1800 wirkte und vor allem Hymnen, Oden und Übersetzungen antiker Dramen hinterließen. Wiederentdeckt wird der Dichter vom Philologen Norbert von Hellingrath: Im Jahr 1910 findet er in einer Stuttgarter Bibliothek bis dahin unbekannte Handschriften Hölderlins, die er später auch herausgeben sollte. Damit kommt es zu einer Wende in der Wahrnehmung des Dichters, der bis dahin von der Kritik wenig geschätzt wurde: „Hellingrath hat als Erster Hölderlins Stil umfassend analysiert und beschrieben“, sagt Brokoff. Auch Fürsprecher wie der Dichter Stefan George machen Hölderlin weithin bekannt: Dessen patriotische Gedichte („vaterländische Gesänge“) treffen – im Gegensatz zum abgeklärt und „jugendfern“ wirkenden Goethe – bei vielen Jüngeren den Nerv der Zeit. „Der umstrittene Staatsrechtler Carl Schmitt spricht im Rückblick davon, dass die vielbeschworene ‚Jugend ohne Goethe‘ eine Jugend mit Hölderlin gewesen sei“, führt Jürgen Brokoff aus. Die Hölderlin-Rezeption wandelt sich erneut, als sein Wiederentdecker 1916 in der Schlacht um Verdun fällt: „Der Philosoph Martin Heidegger widmete seine Hölderlin-Interpretationen Norbert von Hellingrath – eine bemerkenswerte Form der Gefallenenkultur“, sagt Brokoff.

Die anfängliche Kriegseuphorie teilen auch Schriftsteller wie Thomas Mann. 60 Tage nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs schreibt er: „Krieg! Es war Reinigung, Befreiung, was wir empfanden, und eine ungeheure Hoffnung.“



Wikipedia

Ebenso wie Norbert von Hellingrath zieht der angehende Schriftsteller Ernst Jünger – mit gerade einmal 19 Jahren – an die Front. Obwohl Jünger mehrfach verwundet wird, macht er als Offizier Karriere, ist bis zum Kriegsende im Einsatz und erhält später die höchste militärische Auszeichnung der Krone Preußens, den Orden „Pour le Mérite“. Jünger notiert alles, was er erlebt, in einem Tagebuch, das er stets bei sich trägt. Die insgesamt 15 Hefte mit Aufzeichnungen dienen ihm 1920 als Vorlage für sein erstes Buch *In Stahlgewittern*. Darin schildert er seine Kriegserlebnisse sachlich und detailliert. Der Protagonist hinterfragt den Krieg nicht, sondern nimmt ihn als „Naturgewalt“ wahr. Wegen des weitgehend neutralen Tons bleibt das Buch für Kritiker ambivalent: Es kann als Zustimmung zum Krieg, oder aber wertfrei als nüchtern-illusionsloser Kriegsbericht verstanden werden.

Als *In Stahlgewittern* erscheint, ist der Krieg bereits seit zwei Jahren beendet. Und auch in den Folgejahren widmen sich Autoren noch der Interpretation der Geschehnisse. Jünger etwa thematisiert den Krieg in seinen Büchern bis ins Jahr 1932. „Erst in der Weimarer Republik findet die tatsächliche Auseinandersetzung mit dem Krieg statt“, sagt Brokoff. Für den Wissenschaftler ist das die entscheidende Phase in der Beziehung von Weltkrieg und Literatur – „um zu verstehen, wie der Krieg von Zeitgenossen und unmittelbar Betroffenen aufgefasst wurde“.

Interpretiert werde der Krieg durch zwei Arten von Kriegsliteratur: Sogenannte Kriegsbücher, die auf rea-

len Erlebnissen beruhen, aber ästhetisch geformt sind. Dazu zählt Jüngers *Stahlgewitter*. Dem gegenüber stünden Kriegsromane, die die Erfahrungen in eine fiktionale Geschichte einbetten, wie das einflussreiche Werk *Im Westen nichts Neues* von Erich Maria Remarque: Darin erzählt der Autor, wie ein junger Soldat den grausam-desillusionierenden Frontalltag und die Entfremdung von der Zivilisation erlebt. „Wie Jünger bemüht sich Remarque um einen nüchternen, sachlichen Ton und begreift das Buch selbst als Bericht“, sagt Brokoff. „Es herrscht jedoch Konsens, dass der Roman als Antikriegsbuch aufzufassen ist.“

Aus heutiger Perspektive lasse sich der Erste Weltkrieg keinesfalls isoliert beurteilen, davon ist der Literaturwissenschaftler überzeugt: „Er war ja der Auftakt für den Zweiten Weltkrieg zwei Jahrzehnte später.“ Die Zeit zwischen 1914 bis 1945 wird deshalb auch als „Ära eines zweiten Dreißigjährigen Krieges“ verstanden. Für Brokoff ist der Blick auf die Weimarer Republik zentral, wenn es um die nachträgliche Bearbeitung und Deutung des Ersten Weltkrieges geht. Der Kriegsgedanke lebte in der demokratisch labilen Weimarer Republik auch nach der Kapitulation in der Gesellschaft weiter, sagt der Experte. Ernst Jünger habe das als einer der ersten erkannt. „Allerdings begrüßt er die allumfassende Militarisierung und trägt den Kriegsgedanken in die Zukunft“, sagt Brokoff. Eine Tendenz, die – wie heute jeder weiß – schon bald Realität werden und zu einem neuen Weltkrieg führen sollten. Doch auch erste pazifistische Ideen wurden im Nachklang des Ersten Weltkrieges geboren. „Viele Autoren, die den Krieg erst bejubelten, revidierten ihre Meinungen später“, sagt Brokoff. „Und auf der Suche nach einer Alternative zur geistigen Mobilmachung zog es viele Schriftsteller und Intellektuelle schon während des Krieges in die neutrale Schweiz.“ Andere wie Romain Rolland oder Stefan Zweig unterstützen früh den Gedanken einer stark vernetzten Welt, die Idee eines Völkerbundes innerhalb Europas. Aufgrund der damaligen Mächtekonstellationen ist diese jedoch zunächst zum Scheitern verurteilt.

Der Europagedanke prägt auch die aktuelle Forschung zum Ersten Weltkrieg. Heute – 100 Jahre später – betrachtet man den Ersten Weltkrieg zunehmend in vergleichender europäischer Perspektive: „In England spielt zum Beispiel die Auseinandersetzung mit der Trauma-Literatur, die den sogenannten *shell shock* behandelt, in dem viele Soldaten die Kontrolle über sich selbst verloren, eine viel größere Rolle als hierzulande“, sagt Brokoff. Er plädiert dafür, die größeren Zusammenhänge in den Blick zu nehmen. „Wir erleben heute ein Europa, das Intellektuelle und Schriftsteller vor 100 Jahren bereits vorgedacht haben.“ Daran wird deutlich, wie wichtig eine Rückbesinnung auf frühere Zeiten ist – um zu verstehen und zu erinnern.

Prof. Dr. Jürgen Brokoff



Jürgen Brokoff ist Professor für Neuere deutsche Literatur am Institut für Deutsche und Niederländische Philologie der Freien Universität Berlin. Seine Forschung umfasst vorrangig vier Themenfelder: Ernst Jünger und seine Deutung des Ersten Weltkrieges; die Wiederentdeckung des Germanisten Norbert von Hellingrath, welcher wiederum

die Begeisterung für Friedrich Hölderlin neu entfachte; der Zusammenhang von Avantgarde-Kunst und Krieg; und nicht zuletzt das Verhältnis von Krieg und Literatur insgesamt. Dabei interessieren Brokoff der Erste Weltkrieg und Literatur, die Aufarbeitung des Zweiten Weltkrieges nach 1945 sowie die Bearbeitung beider Weltkriege in der Gegenwartsliteratur seit der Wiedervereinigung Deutschlands.

Kontakt:

Freie Universität Berlin, Institut für Deutsche und Niederländische Philologie, Arbeitsbereich Neuere deutsche Literatur
E-Mail: juergen.brokoff@fu-berlin.de





Von der Strom- zur Energiewende

Wie Wissenschaftler des Forschungszentrums für Umweltpolitik die Probleme bei der Umsetzung der Energiewende zu lösen versuchen



Von MIRKO LUX

Wenn Politiker heute von der Energiewende sprechen, denken sie vor allem an Strom aus Sonnen-, Wind- und Wasserkraft. Das sei zu kurz gegriffen, mahnen Wissenschaftler des Forschungszentrums für Umweltpolitik der Freien Universität Berlin. Sie fordern eine Wende auch bei Verkehr, Heizung und Warmwasser.

Für einige Gletscher im Westen der Antarktis könnte die Energiewende zu spät kommen. Ihr Abschmelzen sei nur noch eine Frage der Zeit, warnen internationale Forscherteams seit längerem. So publizierten Wissenschaftler der University of Washington 2014 im Journal „Science“ eine Studie, wonach der ewige Eisschild der Westantarktis schwindet – und zwar schneller als bisher angenommen. Die Ursache für den Rückgang der Gletscher: Der Klimawandel.

Dass der Klimawandel global unvorhersehbare Folgen haben wird, darüber herrscht auch am Forschungszentrum für Umweltpolitik (FFU) der Freien Universität Berlin kein Zweifel: „Der Klimawandel ist ein enormes Problem und wenn wir nicht mehr dagegen tun, werden wir in absehbarer Zeit einen Punkt überschreiten, an dem es kein Zurück mehr gibt“, sagt Miranda Schreurs, Professorin für Vergleichende Politikwissen-

schaft und seit 2007 Leiterin des FFU. Das Forschungszentrum gehört zu den weltweit führenden Instituten bei der Erforschung nachhaltiger Energiepolitik und ist eingebunden in viele politische Entscheidungsfindungen. Seine Wissenschaftler beraten die Bundesregierung genauso wie die Politiker in der Hauptstadt: Im Frühjahr dieses Jahres wurde Miranda Schreurs als Mitglied in die neu gegründete Enquete-Kommission des Berliner Senats „Neue Energie für Berlin“ gewählt.

Die Gründungsmitglieder des FFU begleiten die Energiewende schon sehr viel länger: seit Aufkommen des Begriffs in den späten 1970er Jahren, als die damit verbundenen Ideen durch die Anti-Atomkraft-Bewegung und die Ölkrisen von 1973 und 1979 nach und nach populär wurden. „Die offizielle Politik der Bundesregierung war damals: ‚Raus aus dem Öl, rein ins Uran‘“, sagt Privatdozent Lutz Mez, „unser Anliegen als Verfechter einer Energiewende war aber beides: ‚Raus aus dem Öl und raus dem Uran!‘“

1986 kommt es in Tschernobyl zum SuperGAU

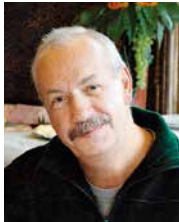
Wie berechtigt dieses Anliegen war, sollte sich bald zeigen. Am 23. April 1986 – exakt drei Tage vor dem SuperGAU in Tschernobyl – hatte der Fachbereichsrat Politikwissenschaft dem Antrag von Professor Martin Jänicke, Lutz Mez und Thomas Ranneberg zur Gründung

Die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl schuf in der deutschen Bevölkerung ein Bewusstsein für die großen Gefahren der Atomenergie.



istockphoto/alexkuehni

PD Dr. Lutz Mez



Lutz Mez studierte Politikwissenschaft, Soziologie, politische Ökonomie und skandinavische Sprachen an der Freien Universität und arbeitete im Anschluss an außeruniversitären Forschungseinrichtungen, unter anderem als Direktor des Instituts für Zukunftsforschung. Von 1984 bis 2009 war er am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft. Mit Mar-

tin Jänicke gründete er im April 1986 die Forschungsstelle für Umweltpolitik, deren Geschäftsführer er bis 2010 war. Seit November 2009 ist er Koordinator des Interdisziplinären Zentrums Berlin Centre for Caspian Region Studies (BC CARE) der Freien Universität. 1993 bis 1994 war er Gastprofessor am Roskilde Universitetscenter, Dänemark, Department of Environment, Technology and Social Studies. 2001 habilitierte er sich im Fach Politikwissenschaft. Er ist Mitglied im Editorial Board von *Journal of Transdisciplinary Environmental Studies* und Mitherausgeber der Reihe „Energiepolitik und Klimaschutz“ beim Springer-VS Verlag.

Kontakt:

Freie Universität Berlin, Berlin Centre for Caspian Region Studies

E-Mail: lutz.mez@fu-berlin.de

Prof. Dr. Miranda Schreurs



Miranda Schreurs leitet seit 2007 das Forschungszentrum für Umweltpolitik am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft und ist dort Professorin für Vergleichende Politikwissenschaft. Außerdem lehrt und forscht sie an der Universität Oslo. Seit 2008 gehört sie auch dem Sachverständigenrat für Umweltfragen der Bundesregierung an, seit 2011 ist sie Vorsitzende

des Europäischen Netzwerkes der Umwelt- und Nachhaltigkeitsräte. Im gleichen Jahr wurde sie von Angela Merkel in die Ethikkommission für eine sichere Energieversorgung berufen. Seit 2014 ist Miranda Schreurs sachverständiges Mitglied der Enquete-Kommission „Neue Energie in Berlin – Zukunft der energiewirtschaftlichen Strukturen“. Sie hat in vielen Ländern Europas, Nordamerikas und Asiens geforscht, war Gastforscherin an der Harvard University und der Utrecht University sowie Gastprofessorin unter anderem an der Hokkaido University, der Chuo University und der Rikkyo University in Japan.

Kontakt:

Freie Universität Berlin, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, Forschungszentrum für Umweltpolitik (FFU)

E-Mail: Miranda.Schreurs@fu-berlin.de

der Forschungsstelle für Umweltpolitik zugestimmt. Die Reaktorkatastrophe bestimmte auch anfänglich den Forschungsschwerpunkt: Der Umgang mit der Atomenergie hatte Priorität, und noch im Gründungsjahr waren Jänicke und Mez an einem der beiden Gutachten zum Ausstieg aus der Kernenergie für den damaligen Bundeswirtschaftsminister Martin Bangemann beteiligt.

An das damalige Fazit des Gutachtens kann Lutz Mez sich noch gut erinnern: Der Ausstieg sei „technisch machbar und wirtschaftlich vertretbar.“ Obwohl auch ein zweites Gutachten zum gleichen Ergebnis kam, folgte die Bundesregierung damals den Empfehlungen zum Ausstieg nicht, sondern setzte weiter auf den Ausbau der Atomkraft in Deutschland.

In den darauffolgenden Jahren erweiterte das FFU seine Forschung und verfügt heute über weitreichende Kompetenz in globalen Umweltfragen, den Themen Klima und Energie, Strategien nachhaltiger Entwicklung und Biodiversität. Im Mittelpunkt stehen seit Jahren die Themen Erneuerbare Energien und Energieeffizienz, die heute als die wichtigsten Säulen der Energiewende gelten. „Die Energiewende ist der Versuch, das deutsche Energiesystem, das auf fossilen Energieträgern und Kernenergie basiert, umzustellen auf ein nachhaltiges System, das sich an diesen Säulen orientiert“, erläutert Miranda Schreurs ihr Verständnis der aktuellen Energiewende.

Die eigentliche Energiewende begann mit Fukushima

Als Erneuerbare Energien gelten Energieträger, die praktisch unerschöpflich zur Verfügung stehen oder sich verhältnismäßig schnell erneuern. Zu ihnen zählen Wasserkraft, Wind- und Solarenergie, Erdwärme und nachwachsende Rohstoffe. Eine besondere Rolle spielt darüber hinaus die Verbesserung der Energieeffizienz: Sie bemisst, wie viel Energie aufgewendet werden muss, um einen festgelegten Nutzen zu erreichen. Eigentlich gebe es zwei Versionen, die Geschichte der Energiewende zu erzählen, sagt Miranda Schreurs: „Man kann die lange Geschichte des Widerstands gegen den unreflektierten Umgang mit fossiler und nuklearer Energie seit 1970 nacherzählen. Oder man kann sagen: ‚Die eigentliche Energiewende begann mit Fukushima, jetzt ist tatsächlich Schluss mit der Kernenergie!‘“

Schreurs tendiert zur zweiten Version. Deutschland habe sich 2011 für eine „Energiewende“ entschieden. Es handle sich nicht nur um eine Abkehr von der Kernenergie und von fossilen Energieträgern: „Es ist der Aufbau eines total neuen Energiesystems, das dem jetzigen ressourcenintensiven System zu 100 Prozent entgegengesetzt. Das neue System wird zur Folge haben, dass



unsere Gesellschaft in vielen Bereichen neu gedacht werden muss; beispielsweise bei der Stadtentwicklung, der Mobilität und Architektur.“

Vor der ersten Ölkrise in den siebziger Jahren schienen die Ressourcen endlos. Viele Familien konnten sich ein eigenes Auto leisten, hoher Energieverbrauch galt als Zeichen von Reichtum. „Ein Bewusstsein für die Frage, woher die Ressourcen stammen und welche internationalen Beziehungen sie mit sich bringen, war nicht vorhanden. Niemand hat sich gefragt, aus welchen autokratischen Ländern unser Öl eigentlich stammt.“ Gleichzeitig galt die allgemeine Überzeugung, dass Kernenergie die Energie der Zukunft sei. Das zeigte sich auch in der Populärkultur: „Es gab seit Mitte der vierziger Jahre ‚Atomic-Man‘-Comics, in denen ein Mann durch Strahlung zum Superhelden wurde und im Grunde die Heilserwartungen an die Kernenergie repräsentierte“, sagt Schreurs.

Niemand fragte, woher das Öl eigentlich stammt

Die Euphorie gegenüber der Kernenergie ist heute, nach drei nuklearen Katastrophen, verflogen: Die Geschehnisse im US-amerikanischen Harrisburg von 1979, dem ukrainischen Tschernobyl 1986 und Fukushima 2011 sorgten für ein Umdenken. Ein Bewusstsein für die großen Probleme der vermeintlichen Wundertechnologie habe sich vor allem in der Folge von Tschernobyl entwickelt, sagt Lutz Mez: „Mit dem dortigen Super-GAU ist zum ersten Mal in einem Kraftwerk das passiert, was überhaupt nicht passieren durfte.“

Auch bei der Nutzung von Ressourcen und beim Umweltschutz sei es im Laufe der Zeit zu einem Umdenken gekommen. „Inzwischen sind das Ozonloch, der Klimawandel, saurer Regen und der Verlust der Biodiversität bekannte Probleme“, sagt Miranda Schreurs. In der Gesellschaft der 60er, 70er Jahre seien viele Aspekte der Umwelt- und Energiepolitik nicht gut genug durchdacht worden. Heute stehe die Welt deshalb vor dem Problem, alte Fehler wieder gutmachen zu müssen. Oder deren negative Auswirkungen zumindest klein zu halten.

Die deutsche Energiewende seit 2011 ist ein solcher Versuch. Doch wenn heute von der Energiewende gesprochen wird, handle es sich fälschlicherweise immer noch meist nur um die Wende im Strommarkt, kritisiert Lutz Mez. Strom mache aber nur rund 20 Prozent des Endenergieverbrauchs in Deutschland aus – die eigentlichen Probleme lägen in den Sektoren Mobilität und besonders bei Heizung und Warmwasser. „Über diese Themen wird viel zu wenig gesprochen!“ Nähme die Bundesregierung ihr Ziel ernst, 80 bis 95 Prozent der Treibhausgasemissionen bis zum Jahr 2050 einzusparen, müssten in allen Sektoren des Energiesystems deutlich stärkere Impulse gesetzt werden, fordert der Wissenschaftler.

Die Folgen einer einseitig interpretierten Energiewende könne man in Deutschland gut beobachten, sagt Miranda Schreurs. Der Winter 2013 etwa sei in Europa der kälteste seit 100 Jahren gewesen. In Frankreich – wo noch viel mit Strom geheizt wird – konnten die Kernkraftwerke die Nachfrage für Heizzwecke nicht decken, es drohte ein Black-out. „Deshalb wurde aus Deutschland sehr teure Elektrizität nach Frankreich und in andere Länder exportiert – vor allem von den grenznahen Braunkohlekraftwerken in Nordrhein-Westfalen“, ergänzt Mez.

Die Zunahme der Stromproduktion in Braunkohlekraftwerken wiederum ist für die Zunahme der Kohlenstoffdioxid-Emissionen in Deutschland in den vergangenen zwei Jahren verantwortlich gewesen. Die Renaissance der Kohlekraftwerke in Deutschland liege allerdings auch im Preis für den Brennstoff begründet, sagt Schreurs. Nicht zuletzt wegen der hohen Exportmenge der USA sei Kohle extrem billig. Zu billig, als dass andere Möglichkeiten der Elektrizitätserzeugung als echte Alternative etabliert werden könnten: „Wir müssen also zum einen etwas tun, damit Kohle nicht mehr so günstig zu kaufen ist, und zum anderen müssen wir und unsere Nachbarn effizienter mit unserem Energieverbrauch umgehen.“

Die Gesellschaft muss einbezogen werden

Seitens des FFU wird auch versucht, den sozialen Aspekt in die Diskussion einzubringen. Hier, vermutet Schreurs, lägen die größten Versäumnisse der Umwelt- und Energiepolitik der sechziger und siebziger Jahre. Die Politik dieser Zeit habe ausschließlich auf die technische Umsetzbarkeit geachtet und die gesellschaftliche Akzeptanz ignoriert. „Wir müssen jetzt aufpassen, dass wir nicht denselben Fehler begehen und im Zusammenhang mit der Energiewende nur darauf schauen, welche technischen Lösungen vorhanden sind.“ Der Grundsatz müsse sein: Die Menschen wahrnehmen, einbeziehen und ihre Ideen nutzen. Dann, sagt Schreurs, käme die Energiewende tatsächlich einer Revolution gleich: „Ein so tiefgreifender Wandel muss, wenn er gelingen soll, mit der gesamten Gesellschaft vollzogen werden.“

Um diesen Prozess besser verstehen zu können, beteiligt sich das FFU derzeit am Forschungsverbund ENERGY-TRANS der Helmholtz-Gemeinschaft. Ziel ist es dabei, Schnittstellen zwischen Energietechnik, Energiepolitik, Planungsverfahren und Verbraucherverhalten zu erforschen. Im FFU-Teilprojekt „Governance of Electricity System Restructuring“ wird untersucht, welche Herausforderungen bei einem Transformationsprozess im Energiesystem entstehen. Im Mittelpunkt des Interesses steht die Frage, wie die Energiewende im deutschen und europäischen Mehrebenensystem optimal



Bei der Energiewende muss unter anderem noch geklärt werden, wie der Strom vom Norden in den Süden gelangt.

koordiniert werden kann, damit eine Energiewende in Deutschland, aber auch in Europa tatsächlich realisiert werden kann.

Vergleichender Blick in die Nachbarländer

Um Antworten zu erhalten, richten die Forscher ihren Blick hauptsächlich auf den Aufbau neuer Infrastruktur. „Die dabei entstehenden Probleme müssen demokratisch gelöst werden“, sagt Schreurs, „etwa wenn es darum geht, ob nun dezentral Energie erzeugt werden soll, also in Städten und Kommunen, oder eher zentral, also zum Beispiel in Offshore-Windparks.“ Auch wie Strom von Nord nach Süd gelange, müsse geklärt werden. Die europäischen Nachbarländer spielen dabei eine zentrale Rolle, wie beispielsweise Norwegen und seine Wasserkraftwerke. Ein Rahmenabkommen wurde im vergangenen Jahr unterzeichnet: Von 2018 an soll Strom zwischen Deutschland und Norwegen in beide Richtungen fließen – durch ein 1.400 Megawatt-Unterseekabel. Gleichzeitig liefert der Blick in die Nachbarländer auch Beispiele, wie und ob große Transformationsprozesse in einer Gesellschaft funktionieren.

„Berliner Schule“ nennt Lutz Mez diese Form vergleichender Umweltpolitikanalyse. „Damit meinen wir den Ansatz, für alle Industrieländer relevante Daten zu sammeln und möglichst viele Indikatoren zu analysieren. Wenn sich dann eine Auffälligkeit zeigt, schauen wir uns diese Länder genauer an.“

Auch in einem anderen Teilprojekt eines großen Forschungsverbundes zur Endlagerung nuklearer Abfälle (ENTRIA), an dem neben dem FFU unter anderem die Technische Universität Cluthal, die Leibniz-Universität Hannover und das Karlsruher Institut für Technologie beteiligt sind, kommt diese Form der Umweltpolitikanalyse zum Einsatz: Im internationalen Vergleich der Endlagerungs-Governance sucht man nach vorbildhaften Beispielen für die Formulierung von Politikempfehlungen. Bei diesem Forschungsprojekt hat Schreurs lange über eine Beteiligung nachgedacht. „Es ist aber ein so wichtiges Thema, das kein Land der Welt auch nur im Ansatz bisher gelöst hat. Wir waren verpflichtet, uns dessen anzunehmen.“

Dass sich Ehrgeiz beim Thema Energiewende irgendwann auszahlt, davon sind die Wissenschaftler am FFU überzeugt. Wenn etwa Kritiker fragten, was Deutschland mit einem Anteil von gerade einmal drei Prozent der weltweiten Treibhausgasemissionen von seinem intensiven Einsatz für die Energiewende habe, entgegnet Schreurs: „Deutschland hat mit seiner Umweltpolitik selbst die Energiepolitik in China verändert: China passt seine Industrie- und Umweltstandards mittlerweile den deutschen an.“ Das sei ein sensationeller politischer Erfolg – an dem auch das FFU seinen Anteil habe.



**Ich will's
endlich.**

mach's! aber mach's mit.

Mit Wissen & Kondom schützt Du Dich vor HIV und
verringerst das Risiko einer Ansteckung mit anderen
sexuell übertragbaren Infektionen (STI).

**Ich wi
lustvo**

mach's! aber

Mit Wissen & Kondom schützt
verringerst das Risiko einer A
sexuell übertragbaren Infektio

Daniel Bahr, ehemaliger Bundesminister für Gesundheit, bei der Auftaktveranstaltung der „mach's mit“-Kampagne im März 2013.

Mit Wissen gegen das Stigma

Neue medizinische Erkenntnisse ermöglichen neue Wege in der HIV-Prävention – und helfen dabei, gegen Vorurteile anzukämpfen

mach's mit.

... Du Dich vor HIV und
Ansteckung mit anderen
... (STI).

mach's mit.

... Du Dich vor HIV und
Ansteckung mit anderen
... (STI).

VON JULIA RUDORF

Antiretrovirale Therapien haben das Leben tausender HIV-positiver Menschen in Deutschland entscheidend verbessert. Ob sie auch ein Mittel gegen gesellschaftliche Ausgrenzung Betroffener sein können, das untersuchen Wissenschaftler am Arbeitsbereich Public Health der Freien Universität Berlin.

Es ist ein Bild, das kaum einer vergessen kann, der es einmal gesehen hat: in einem Bett ein abgemagerter, schwerkranker Mann mit eingefallenen Wangen. Ein zweiter Mann, der den Kopf des Kranken stützt und weint, daneben eine trauernde Frau und ein Mädchen. Die amerikanische Reporterin Therese Frare hielt in diesem Bild die letzten Momente im Leben des AIDS-Kranken David Kirby fest. Das Foto, das 1990 zuerst im Magazin LIFE erschien und später vom italienischen Modekonzern Benetton als Anzeigenmotiv verbreitet wurde, sollte in den folgenden Jahren das Bild der Krankheit prägen. Ein Bild, das bis heute nachwirkt, wie der Psychologe Jochen Drewes immer wieder feststellen muss: „Da beginnen Berichte in den Medien nach wie vor mit Sätzen wie ‚Herr X ist ein munterer Mann, dem man seine schwere Krankheit nicht ansieht‘.“ Im Jahr 2014 sei das schon „absurd“, sagt der Wissenschaftler, der am Arbeitsbereich Public Health der Freien Universität Berlin seit vielen Jahren zu HIV und Aids forscht. Schließlich sei eine HIV-Infektion zwar immer noch unheilbar – aber schon länger behandelbar. Durch antiretrovirale Therapien habe sich die Krankheit vom

sicheren Todesurteil hin zu einer beherrschbaren Diagnose gewandelt.

Die Entwicklung antiretroviraler Medikamente gegen die Aids-Erkrankung begann Mitte der achtziger Jahre. Das erste davon war Zidovudin, auch bekannt unter dem Kürzel AZT, das die Vermehrung des HI-Virus entscheidend aufhalten konnte. Dieses Medikament zu bekommen, ähnelte anfangs dem Beschaffen einer Droge. Das zeigte 2013 der Film „Dallas Buyers Club“, der mit drei Oscars ausgezeichnet wurde. Wenige Jahre später begann die Therapie mit drei oder vier verschiedenen Medikamenten, die den Ausbruch der Krankheit jahrelang verzögern konnten.

Mittlerweile gibt es mehr als zwei Dutzend verschiedener Präparate. Im Gegensatz zu früher müssen Patienten nicht mehr unbedingt mit drastischen Nebenwirkungen wie Fettverteilungsstörungen oder Nervenschäden rechnen. Die antiretroviralen Therapien reduzieren die HI-Viren im Körper auf ein so niedriges Niveau, dass sie im Blut der Betroffenen nicht mehr nachweisbar sind. Eine Ansteckung – etwa durch sexuellen Kontakt – ist dann extrem unwahrscheinlich. Dazu veröffentlichte die Eidgenössische Kommission für Aidsfragen (EKAF) Anfang 2008 eine Erklärung. Das sogenannte EKAF-Statement war politisch höchst brisant, besagte es doch, dass HIV-infizierte Menschen unter wirksamer antiretroviraler Therapie auf sexuellem Weg nicht ansteckend seien – vorausgesetzt, sie führten ihre Therapie erfolgreich durch und hätten keine anderen sexuell übertragbaren Infektionen.

„Dieses Statement gilt als ein Meilenstein im Umgang mit der Krankheit“, sagt Jochen Drewes. So haben etwa

Ein Bild, das in die Geschichte einging und das Bild von AIDS für Jahre prägte: In einem Bett liegt der abgemagerter, schwerkranke David Kirby, umgeben von Familienmitgliedern. Die amerikanische Reporterin Therese Frare hatte die letzten Momente im Leben des David Kirby festgehalten. Das Foto, 1990 zuerst im Magazin LIFE erschienen, wurde später vom italienischen Modekonzern Benetton als Anzeigenmotiv verbreitet, was zu einer Welle der Entrüstung führte.



die guten Aussichten, mit einer entsprechenden Therapie ein vergleichsweise normales Leben führen zu können, bewirkt, dass mittlerweile viele HIV-Patienten schon früh mit einer antiretroviralen Therapie beginnen. Ob das Wissen um diese Möglichkeiten auch bei anderen Menschen zu einem Umdenken führen kann, hat Drewes in seiner Dissertation untersucht. Er wollte herausfinden, ob Fakten, wie sie etwa das EKAF Statement beschreibt, zu einer Entstigmatisierung von Menschen mit HIV beitragen können.

Um seine Hypothese zu überprüfen, führte Drewes ein Online-Experiment durch. Mehr als 700 heterosexuelle Männer und Frauen wurden zu ihrer Einstellung zu HIV-positiven Menschen befragt. Die Hälfte bekam vor der Befragung einen Text zu lesen, der über die heutigen antiretroviralen Therapiemöglichkeiten und die dadurch deutlich verringerte Ansteckungsgefahr informierte. Der anderen Gruppe fehlten diese Informationen. Danach bekamen alle Studienteilnehmer einen weiteren Text, in dem es um einen HIV-positiven Menschen ging. Eine Version der Beschreibung handelte von einem Betroffenen, der mit einer hohen Viruslast lebte, die andere von einem mit sehr niedriger Viruslast. Anschließend wurden alle Teilnehmer befragt, zu welcher Art von Kontakt sie mit den Betroffenen bereit wären. „Mich interessierten vor allem zwei Verhaltensdimensionen – einmal eine eher soziale und dann die intime oder sexuelle“, sagt Drewes. Unter die soziale Dimension fielen alltägliche Aktionen wie Händeschütteln oder freundschaftliche Umarmung. Hier konnte Drewes keinen Unterschied feststellen zwischen den Studienteilnehmern, die mehr über die antiretroviralen Therapien wussten und denen, die dieses Wissen nicht hatten.

„Das hängt vermutlich damit zusammen, dass es mittlerweile allgemein bekannt ist, wie gering das Ansteckungsrisiko bei sozialen Kontakten ist“, sagt Jochen Drewes. Wurden die Teilnehmer dagegen zu intimen Handlungen befragt – also etwa Geschlechtsverkehr oder einen Kuss auf den Mund – zeigte sich deutlich, dass die über Viruslast und Therapien informierte Gruppe eher bereit gewesen wäre, sich auf die Handlungen einzulassen. „Es gehört Wissen dazu, Betroffene nicht zu stigmatisieren“, sagt Drewes. Ganz überraschend kamen die Ergebnisse für ihn nicht – ähnliche Effekte seien auch aus Studien zu psychischen Krankheiten bekannt.

Die Gefahr, dass das Wissen um den durchschlagenden Erfolg antiretroviraler Therapien wichtige Fortschritte in der Prävention torpedieren könnte, sieht Drewes nicht. „Viele HIV-Aufklärungs- oder Safer-Sex-Kampagnen arbeiten bis heute mit Panikmache und setzen auf Angst. Dabei bräuchte es dringend eine Entdramatisierung von HIV.“ Zeitgemäße Aufklärungskampagnen zum Thema HIV müssten deshalb noch mehr auf Fakten setzen, ist Drewes überzeugt. Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) sieht das ähnlich. Zumindest kann man den neuen Claim ihrer Plakatkampagne so verstehen. Lautete der bisher: „*Ich mach's mit*“, folgte 2014 die Ergänzung: „*Ich mach's mit – Wissen & Kondom*“.

Die Auswirkungen antiretroviraler Therapien werden Drewes auch in diesem Jahr noch beschäftigen. Er leitet die 10. Wiederholungsbefragung *Schwule Männer und HIV/AIDS*, die von der BZgA gefördert wird. Bei der Studie, die bis September 2014 lief, steht diesmal das „Risikomanagement in den Zeiten der Behandelbarkeit von HIV“ im Mittelpunkt. Schwule und andere Männer, die Sex mit Männern haben, sind nach wie vor überdurchschnittlich von HIV/AIDS betroffen. Mehr als 16.000 Männer nahmen an der Online-Befragung teil.

Von den Ergebnissen der Trendstudie erhoffen sich Jochen Drewes und seine Mitarbeiter auch Erkenntnisse darüber, ob und wie das Wissen um die Therapiemöglichkeiten das Risikoverhalten beeinflusst. Und in welchem Ausmaß die bis dato geltende Maxime vom „Safer Sex“ anderen Strategien zur Reduzierung des HIV-Übertragungsrisikos weicht. So wurden Studienteilnehmer zum Beispiel befragt, ob sie schon einmal bewusst ungeschützten Verkehr mit einem HIV-Infizierten hatten, weil dessen Viruslast unter der Nachweisgrenze war.

Neue medizinische Erkenntnisse ermöglichen neue Wege in der HIV-Prävention. Gerade deswegen seien Prävention und Aufklärungsprogramme nach wie vor wichtig, sagt Drewes: „Hier müssen Forschung und Prävention Schritt halten, um diesen Prozess vorausschauend begleiten zu können.“

Dr. Jochen Drewes



Jochen Drewes ist Diplom-Psychologe und arbeitet als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Arbeitsbereich Public Health: Prävention und psychosoziale Gesundheitsforschung der Freien Universität. In seiner Forschung beschäftigt er sich mit psychosozialen Aspekten von HIV/AIDS, der Prävention von HIV und anderen sexuell übertragbaren Erkrankungen und gesundheitsbezogener Stigmatisierung. Aktuell leitet er unter anderem ein Projekt, dass sich mit der Lebenssituation und dem Risiko- und Schutzverhalten schwuler Männer in Deutschland beschäftigt.

Kontakt:

Freie Universität Berlin, AB Public Health: Prävention und psychosoziale Gesundheitsforschung (PPG)
E-Mail: jochen.drewes@fu-berlin.de



A man in a white shirt is seen from the side, standing in a laboratory. The background is dark, with a bright light source on the left. In the foreground, there is a laboratory bench with various glassware, including test tubes and bottles, and a small sign. The overall atmosphere is professional and focused.

„Ich wollte das unbedingt machen“

Der Chemiker Sebastian Hasenstab-Riedel legt
mit seiner Forschung die Grundlagen
für Stromspeicher von morgen.
Überraschende Wendepunkte hat er
in seiner Karriere schon oft erlebt.



Von GISELA GROSS

Aus der bayrischen Provinz über Helsinki und Kanada nach Berlin und von der Hauptschule auf den Professorenstuhl: Die Karriere von Sebastian Hasenstab-Riedel, neuberufener Professor der Anorganischen Chemie an der Freien Universität, ist alles andere als gewöhnlich. Sein größter persönlicher Wendepunkt: die als Schüler für unerreichbar gehaltene und letztlich sogar ausgezeichnete Promotion. Nun tüftelt er als Professor in Dahlem an Molekülen, die als Stromspeicher eines Tages für die Energiewende zentral sein könnten.

Wenn Sebastian Hasenstab-Riedel die geometrischen Strukturen chemischer Moleküle erklärt, bläst er bunte Luftballons auf und knotet sie geschickt zusammen – bis zu sieben Stück. „Das Prinzip eines Tetraeders oder Oktaeders kann so jeder verstehen“, sagt er. Bei seinen Studierenden gelingt es ihm auf diese Weise, selbst die schwierigsten Dinge einfach aussehen zu lassen. Bisweilen klingt es auch so, als seien sein Weg zur Professur und die Schlüsselmomente in seiner Karriere ein Kinderspiel gewesen. Denn immer wieder fallen Begriffe wie Zufall und Glück. „Wahrscheinlich war ich meistens zur richtigen Zeit am richtigen Ort“, sagt er. Dieser richtige Ort ist für ihn seit dem vergangenen Wintersemester Berlin-Dahlem: Damals wurde Sebastian Hasenstab-Riedel, frisch habilitiert, zum Professor für Anorganische Chemie an die Freie Universität berufen, als Nachfolger von Professor Konrad Seppelt.

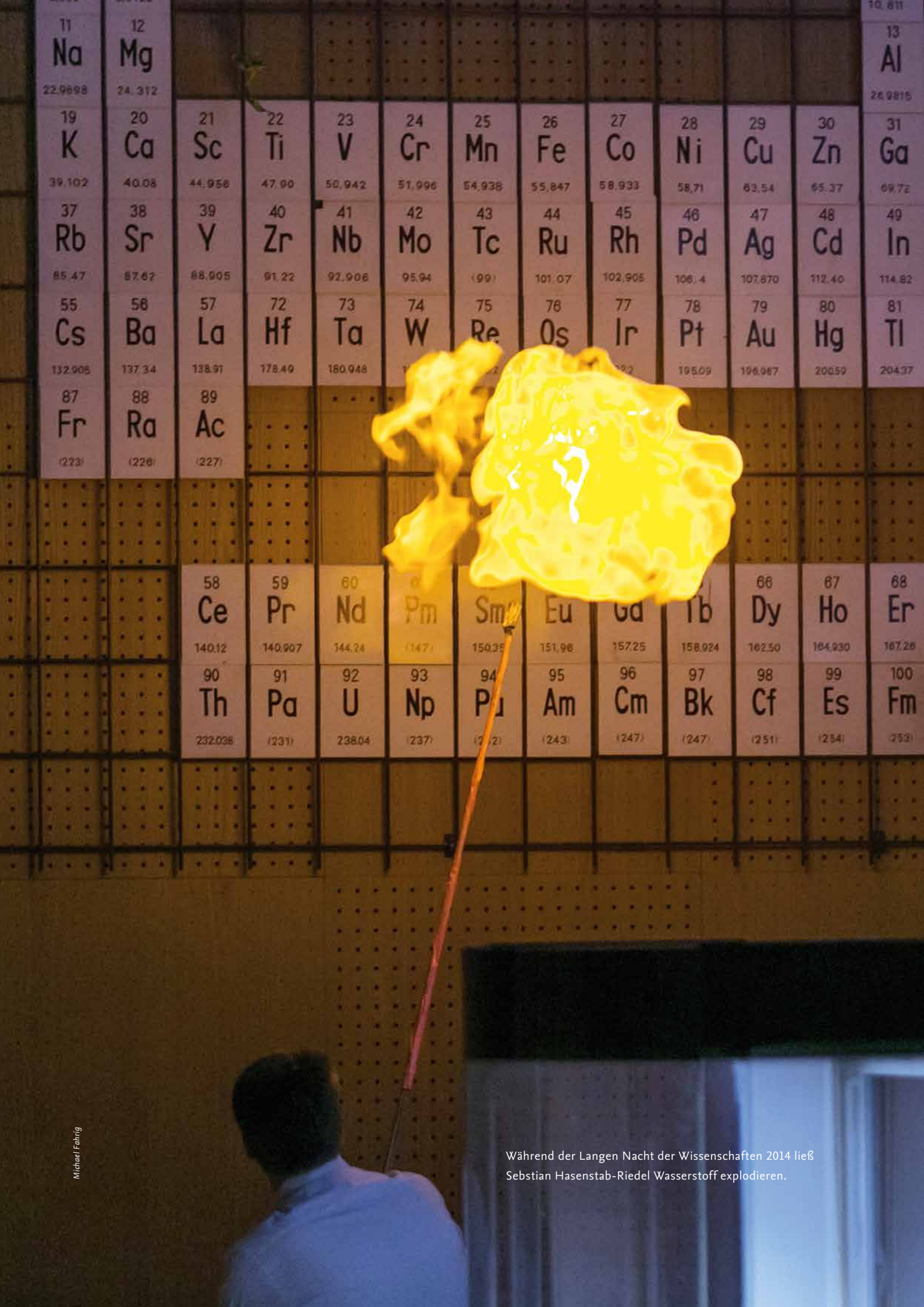
Es ist der vorläufige Höhepunkt einer Akademiker-Karriere, die ihresgleichen sucht. Geboren 1975 und aufgewachsen in Bayern, hat der frühere Hauptschüler in seinem Leben mehr als einen Wendepunkt erlebt. „Bis zu meiner Promotionsprüfung habe ich mir nie vorstellen können, dass ich einmal Hochschullehrer sein würde“, sagt Hasenstab-Riedel.

Für Naturwissenschaften interessierte er sich zwar schon als Jugendlicher: „Damals beschränkte sich mein Ehrgeiz leider ausschließlich auf das absolut Notwendige“, bekennet der 38-Jährige. Den Ansporn zum Lernen fand er erst, als er nach dem Abschluss der Hauptschule erkennen musste, dass ihm damit die angestrebte Ausbildung zum Chemielaboranten verwehrt bleiben würde. „Ich wollte das aber unbedingt machen und ging als 15-Jähriger nach Hessen, um dort die Berufsfachschule für chemische Technik zu besuchen.“ Da es nicht ausreichend gleichgesinnte Schüler gab, kam der Ausbildungszweig nicht zustande. Anstatt zu kapitulieren, ging Hasenstab-Riedel einen Kompromiss ein: „Ich habe dann eben den elektrotechnischen Zweig belegt, was mir im Nachhinein betrachtet bis heute sehr nützlich ist.“

Mit der Mittleren Reife in der Tasche wurde Hasenstab-Riedel Auszubildender am Brennelementewerk in Hanau. „Es faszinierte mich, mit Stoffen wie Uran oder Plutonium arbeiten zu können.“ Eine Faszination, die in den frühen neunziger Jahren nur wenige teilten. Für die Herstellung von Brennelementen kam in Hessen bald schon das politische Aus – was auch das Aus für Hasenstab-Riedels Ausbildungsstätte bedeutete. Seine Lehre konnte er dennoch erfolgreich abschließen, bei der ehemaligen Degussa in Hanau.

Ein Grund zum Zurücklehnen war das nicht: Die Neugier, chemische Zusammenhänge noch besser zu verstehen, habe ihn angetrieben, auch die Fachoberschule für chemische Technik zu besuchen und mit der Fachhochschulreife abzuschließen. Dass ihm das später die Tür zur akademischen Welt öffnen würde, war allenfalls am Horizont zu erahnen. Der Chemiker erinnert sich, wie die Gesamthochschule Siegen damals mit dem Spruch „Von der Fachoberschule bis zum Doktor“ warb. Angesprochen fühlte er sich zunächst nicht: „Dass ich es so weit bringen würde, hätte ich mir zu diesem Zeitpunkt überhaupt nicht träumen lassen“, erzählt er. Trotzdem sollte er wenig später genau dort sein Grundstudium aufnehmen. In Chemie, und mit einer Haltung, die Karriere-Coaches vielleicht als geschicktes Erwartungs-Management beschreiben würden: „Mit meiner Fachhochschulreife habe ich an der Uni erst einmal tiefgestapelt. Ich wollte mir das anschauen und hatte großen Respekt vor der neuen Herausforderung.“ In Deutsch, Englisch und Mathematik habe er einiges an Stoff aufzuholen gehabt. Anders gestaltete sich das im Laboralltag und in Fächern wie Analytische Chemie: „Dabei kamen mir meine Erfahrungen aus der Ausbildung zugute, das gab mir Rückenwind.“ Seine Hauptschulvergangenheit sei unter Kommilitonen zu keiner Zeit ein Thema gewesen, „vielleicht wäre das heute anders.“

Es waren eher bürokratische Hürden, die es zu überwinden galt: Nach dem Vordiplom wollte Sebastian Hasenstab-Riedel Hochschule und Bundesland wechseln, zurück nach Bayern, wo seine Frau auf Lehramt studierte. „Bis zur Immatrikulation war es eine Odyssee, ich wurde wegen meiner fachgebundenen Hochschulreife zunächst abgewiesen“, erzählt er. Aber Beharrlichkeit und Geduld zahlten sich schließlich aus: „Ich machte an der Uni Würzburg die prägende Bekanntschaft meines späteren Doktorvaters, der gerade kurz zuvor dorthin berufen worden war.“ Bei ihm belegte Hasenstab-Riedel erstmals Kurse in Quantenchemie: „Das war für mich etwas komplett Neues. Nicht im Labor stehen und kochen, sondern am Computer Moleküle simulieren und testen, ob Reaktionen ablaufen.“ Es war die Zeit der ersten, noch mehrere zehntausend Euro teuren Computer: „Welche neuen Möglichkeiten und welche Arbeitsergebnisse man durch die Simulatio-





Was passiert, wenn Cola und Bier synthetisiert werden? Der Chemiker Sebastian Hasenstab-Riedel zeigte das Ergebnis einem großen Publikum.

nen plötzlich hatte, war gravierend.“ Dafür gehörten für den Chemiker nun das Basteln mit Hardware wie Prozessoren und Speichern zum Alltag.

In Würzburg blieb er auch als Doktorand. Er lernte, theoretische und experimentelle Arbeit miteinander zu verknüpfen: „Die Vorhersage an sich ist zwar eine schöne Sache. Viel besser ist es aber, wenn man sich die zuvor am Computer simulierte chemische Verbindung später auch in einer Flasche auf den Tisch stellen kann.“ Damals waren beide Disziplinen auch räumlich relativ nah beieinander: Gemeinsam loteten Grundlagenforscher und Experten für das Experimentelle die Grenzen bei hohen Oxidationsstufen von Stoffen aus: „Wir wollten dem Zentralatom möglichst viele Elektronen entziehen“, erläutert der Chemiker. Seine eigene Aufgabe war damals theoretisch geprägt: Doch in jener Zeit sei für ihn immer mehr das Ziel in den Mittelpunkt gerückt, diese neuen Moleküle selbst zu erzeugen, anstatt sie nur zu beschreiben. Hierfür brauchte es das richtige Handwerkszeug. Hasenstab-Riedel erwarb es nach seiner Promotion zunächst an der Universität Helsinki, wo er sich die Methode der so genannten Matrixisoliations-Spektroskopie aneignete. Sie ermöglicht es, instabile Moleküle nahe am absoluten Nullpunkt bei circa minus 268 Grad Celsius zu stabilisieren und näher zu untersuchen. Als Postdoktorand an der *McMaster University* in Kanada profitierte er von der dortigen Expertise in Präparativer Fluorchemie.

Eine Materie, deren Reiz Hasenstab-Riedel Außenstehenden bisweilen erklären muss: „Das Element Fluor stellt uns immer wieder vor neue Herausforderungen. In Reinform muss man es bändigen, denn es ist so aggressiv, dass es mit fast allen chemischen Elementen reagiert.“ Sein Können im Umgang mit dem Stoff noch weiter zu vertiefen, nahm er sich für die Habilitation vor. Doch eine Stelle in dieser Fachrichtung zu finden, war nicht einfach. „In Deutschland gab es eine riesige Lücke zwischen alten und jungen Vertretern dieser Disziplin, ein großes Nachwuchsproblem“, erklärt Hasenstab-Riedel. Er selbst hatte Glück und konnte sich bei einem heutigen Kollegen an der Universität Freiburg habilitieren. So war der Chemiker zum Beispiel daran beteiligt, als 2007, zum ersten Mal seit 20 Jahren, eine neue Oxidationsstufe für ein Element gefunden wurde – für Quecksilber – und 2009 für Iridium. Wofür man das braucht? Hasenstab-Riedel antwortet mit Nachdruck, die Frage ist er aus dem Freundeskreis gewohnt. Konkrete Anwendungsmöglichkeiten gebe es für die Iridium-Verbindung noch nicht, da sie nur bei Tieftemperatur stabil ist. Es gehe ihm vielmehr darum, die chemische Bindung an sich zu verstehen und Lücken im Periodensystem – noch gänzlich unerforschte Moleküle – zu entdecken. Das Wissen zu ergänzen, das seit Jahrzehnten gelehrt wird, ist demnach noch immer möglich. „Da hatten wir zuletzt häufiger den richtigen Riecher“, sagt der Profes-

sor. Im Herbst 2014 konnte er mit kanadischen Kollegen in einer Online-Publikation des Fachblatts „Nature“ sogar eine bislang unbekannte Oxidationsstufe zeigen: Die neue Verbindung bekommt die Stufe IX im Periodensystem zugewiesen.

Um die Zukunft der Fluorchemie muss er sich keine Gedanken mehr machen: In Berlin haben die Humboldt-Universität und die Freie Universität 2009 gemeinsam das Graduiertenkolleg „Fluor als Schlüsselement“ eingerichtet. Noch in diesem Herbst wird die Freie Universität zudem ein neues Fluor-Labor einrichten, in dem sich ganz neue Möglichkeiten bieten, mit dem Stoff zu arbeiten.

Eine Investition in die Grundlagenforschung, die in den vergangenen Jahren immer wieder für spannende Erkenntnisse gesorgt hat. Allein deshalb, weil Wissenschaftler oft kreativ sein müssen, um den Schwierigkeiten beim Experimentieren mit Fluor zu entgehen. Ersatzweise mit anderen Halogenen – etwa Brom – zu arbeiten, sei oft ungleich einfacher: „Durch Zufall ist es uns 2011 gelungen, das erste höhere Polybromid-Mono-Anion herzustellen und strukturell zu charakterisieren.“ Diese neuartige Verbindung habe überraschende Eigenschaften gezeigt, sagt er. So sei sie beispielsweise extrem leitfähig. Anders als im Fall von Iridium bieten sich für eine solche Verbindung viele Chancen in der Praxis: Man erhofft sich etwa, es eines Tages in bestimmten Solarzellen und in großen Energiespeichern für Sonnen- und Windenergie einsetzen zu können.

Eine Entdeckung, die Hasenstab-Riedel für wichtig hält. Aber sicher nicht für den einen entscheidenden persönlichen Wendepunkt. „Jedes erreichte Etappenziel hat mich ermutigt, noch einen Schritt weiter zu gehen.“ Bei der Frage nach dem wichtigsten persönlichen Wendepunkt fällt ihm eher seine Promotion ein. „Ohne das ‚summa‘ vor dem ‚cum laude‘ hätte ich alles Weitere nicht gemacht“, sagt er.

Wenn Hasenstab-Riedel nun selbst vor Studierenden oder Publikum steht, gilt es, den Funken überspringen zu lassen: Bei der Langen Nacht der Wissenschaften etwa zeigt er in Experimentalvorlesungen, was mit Chemie alles möglich ist. In die Lehre sei er seit der Doktorandenzeit nach und nach hineingewachsen, erzählt er. Auch bei seiner Bewerbung um den Professorenposten an der Freien Universität ist er mit seinem Vortrag offenbar in guter Erinnerung geblieben: Unter Umständen als der Wissenschaftler, der nicht davor zurückschreckt, die komplexen Dinge mithilfe einfacher Mittel zu erklären. Das können auch schon mal Luftballons sein.

Kontakt:

[Freie Universität Berlin](#)

[Institut für Chemie und Biochemie, Anorganische Chemie](#)

[E-Mail: s.riedel@fu-berlin.de](mailto:s.riedel@fu-berlin.de)



Vom Ende der Standardsprache

Lange hat es gedauert, bis eine normierte Form des Deutschen feststand.

Wie sich unsere Sprache trotzdem verändert,
damit beschäftigen sich Wissenschaftler der Freien Universität.

VON MATTHIAS HÜNING

Noch vor ein paar Jahren waren es vor allem Anglizismen, die Kritikern Kopfzerbrechen bereiteten: Sie prophezeiten den Verfall des Deutschen. Heute ist die Gesellschaft noch vielfältiger und vielsprachiger geworden. Doch bedeutet das wirklich den Anfang vom Ende des Deutschen? Nein, sagt Linguist Matthias Hüning vom Institut für Deutsche und Niederländische Philologie der Freien Universität. Und erklärt in diesem Beitrag, warum die deutsche Sprache vom „Verfall“ weit entfernt ist.

Vor einigen Jahren veröffentlichte der niederländische Sprachwissenschaftler Joop van der Horst von der Katholieke Universiteit Leuven eine Monografie mit dem provozierenden Titel *Das Ende der Standardsprache*. In diesem Buch beschreibt er die Entstehung der europäischen Standardsprachen als ein gewaltiges kulturelles Projekt, das seinen Anfang in der Renaissance nahm und das jetzt – so Van der Horst – seinem Ende entgegengeht.

Die frühe Neuzeit gilt vielen, etwa dem britischen Historiker Peter Burke, als das „Zeitalter der Entdeckung von Sprache“. Damit ist nicht die Sprache als Kommunikationsmittel gemeint, sondern unser Konzept von Sprache. In dieser Zeit gab es das Bedürfnis nach Sprachen, die die engen lokalen Grenzen der gesprochenen Dialekte überschritten und die zu allgemeinen Sprachen ausgebaut werden konnten. Kodifizierung und Normierung waren wesentliche Bestandteile dieser Entwicklung: Es entstanden Wörterbücher und normative Grammatiken, und die Rechtschreibung wurde mit der Zeit immer stärker reglementiert und festgelegt.

Standardsprachen-Ideologie und Superdiversität

Die europäischen Standardsprachen haben sich in den vergangenen Jahrhunderten langsam zu einheitlichen Kultursprachen entwickelt und sind zudem durch die Koppelung von Sprache und Staat zu Nationalsprachen geworden. Die Hochschätzung dieser Standardspra-



chen hat im 19. und 20. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht, zunächst in Bezug auf die Schriftsprache, dann immer mehr auch als Ideal für die gesprochene Sprache. Der gesellschaftliche Status und das Prestige der Standardsprachen nahmen zu, sodass Sprache und Standardsprache im 20. Jahrhundert nahezu zu Synonymen geworden waren.

Der einsprachige Staat, dessen Bürger ihr ganzes Leben mit und in der einen Sprache (die idealerweise auch die Muttersprache ist) leben können, galt als Normalfall, Einsprachigkeit wurde in Europa zur Regel. Eine Standardsprache kennt möglichst wenig Variation in sprachlicher Hinsicht und eine maximale, fast unbegrenzte funktionale Reichweite: Erziehung, Ausbildung in Schule und Universität, Arbeitsleben, Freizeit – alles kann in dieser Sprache bewältigt werden. Das hat dazu geführt, dass ihr intrinsische Qualitäten zugesprochen werden, die sie von anderen, nicht-standardisierten Varietäten unterscheidet: Man glaubt, dass Standardsprachen aus sich heraus leistungsfähiger, wohlgeformter, ausdrucksstärker, besser sind.

In der Soziolinguistik wird in diesem Zusammenhang von einer ‚Standardsprachenideologie‘ gesprochen, die Konsequenzen für die Wahrnehmung und die Bewertung von Abweichungen und von nicht-standardsprachlichen Varietäten hat. Der Niedergang der Dialekte ist das sichtbarste Zeichen dieser Hierarchisierung sprachlicher Varietäten. Sie sind das Opfer der Standardsprachenideologie.

Dass dieses Konzept der heutigen gesellschaftlichen Realität nicht (mehr) entspricht, ist offensichtlich. Zunächst einmal ist Deutschland – wie die meisten europäischen Staaten – längst ein mehrsprachiges Land geworden. Die Gründe sind allgemein bekannt. Einerseits hat die verstärkte Migration der vergangenen Jahrzehnte dazu geführt, dass die Nationalsprache für viele Bürger und Bürgerinnen nicht mehr die Muttersprache, sondern eine Zweit- oder Drittsprache ist. Dabei geht es nicht mehr um klar abgrenzbare Migrantengruppen, die ihre jeweils eigene Sprache und Kultur mitbringen – wie die italienischen, polnischen oder türkischen Gastarbeiter des vergangenen Jahrhunderts. In vielen Großstädten haben wir es heute eher mit ‚Superdiversität‘ zu tun, wie der Sozialanthropologe Steven Vertovec das Phänomen getauft hat. Mit einer Situation also, in der nicht mehr vom Nebeneinander von in sich homogenen Bevölkerungsgruppen mit verschiedenen kulturellen Hintergründen gesprochen werden kann. Dieses Konzept von Multikulturalität ist seines Erachtens überholt, es wird der Diversität, die insbesondere in großen Städten herrscht, nicht mehr gerecht. In einer Stadt wie London werden heute über 300 Sprachen gesprochen, und in Berlin sind es wahrscheinlich nicht viel weniger. Es gibt nicht mehr ‚den typischen Gastarbeiter‘. Die

Migranten und Migrantinnen kommen aus ganz unterschiedlichen Motiven und auf ganz unterschiedlichen Wegen. Die politisch verfolgte Syrerin trifft in Berlin auf den arbeitssuchenden Spanier und die nigerianische Studentin.

Für all diese Menschen ist Mehrsprachigkeit der Normalfall, was unter dem Gesichtspunkt der Standardsprachenideologie von uns oftmals eher als Problem denn als Chance wahrgenommen wird. Andererseits gilt für einen großen Teil der Bevölkerung, dass sie auch aufgrund der fortschreitenden Globalisierung in immer stärkerem Maße mit anderen Sprachen in Berührung kommen. Oft ist das zunächst und vor allem das Englische, das sich bekanntermaßen als Verkehrssprache in den verschiedensten Lebensbereichen durchgesetzt hat. Es ist nicht nur zur *Lingua Franca* der Wissenschaften geworden, sondern auch alltägliches Kommunikationsmittel in international operierenden Firmen – und welche Firma ist heute nicht international? Das internationale Englisch spielt im Leben vieler Menschen eine immer größere Rolle. Es ist beispielsweise *die* Sprache des Tourismus, was von den meisten von uns als ungewein praktisch erfahren wird.

Brauchen wir eine gemeinsame europäische Sprache?

Auch auf europäischer Ebene wird immer wieder vorsichtig für eine gemeinsame Verkehrssprache geworben, so beispielsweise im vergangenen Jahr vom deutschen Bundespräsidenten Joachim Gauck. Er hat sich in seiner Grundsatzrede zu Europa für das Englische als europäische Verkehrssprache eingesetzt. Sein Ideal: die „Beheimatung in der eigenen Muttersprache und ihrer Poesie und ein praktikables Englisch für alle Lebenslagen und Lebensalter.“ Damit ließe sich seiner Meinung nach das Ziel eines gemeinsamen Diskussionsraums für das demokratische Miteinander sehr viel leichter umsetzen. Ich nehme an, dass zumindest die Franzosen sich diesem Wunsch vehement widersetzen werden, aber es ist deutlich, dass wir schon ein gutes Stück Weges in diese Richtung hinter uns haben, auch ohne dass das offizielle Ziel einer EU-Sprachpolitik wäre.

Ist das der Anfang vom Ende des Deutschen, wie manche Pessimisten prophezeien? Sicher nicht. Aber unser Konzept der nationalen Standardsprachen hat in den vergangenen Jahrzehnten Risse bekommen. Im Hinblick auf dieses Konzept stehen wir vielleicht tatsächlich an einem Wendepunkt.

Die eine Sprache für alle Lebenslagen, der normierte Standard als Ziel aller gesellschaftlichen Bemühungen um Sprache – dieses Konzept verliert für viele Menschen an Relevanz. Es ist nicht mehr allein die Beherr-

schung der jeweiligen Nationalsprache, die als Garant für Bildungschancen und für sozialen Aufstieg gesehen werden kann. Für viele Lebensbereiche und Funktionen hat die Beherrschung von Fremdsprachen, insbesondere des Englischen, inzwischen diese Rolle übernommen. Nicht nur für eine kleine Elite, sondern für breite Teile der Bevölkerung.

Gleichzeitig – und in scheinbarem Gegensatz dazu – kann man ein verstärktes Interesse an lokalen und sozialen sprachlichen Varietäten feststellen. So sieht man beispielsweise in Österreich den Versuch, die eigene Varietät des Deutschen aufzuwerten. Davon zeugt beispielsweise die Mitte des Jahres vom österreichischen Bildungsministerium herausgegebene Broschüre „Österreichisches Deutsch als Unterrichts- und Bildungssprache“. Und im flämischen Teil Belgiens gibt es massive Bestrebungen, die lokalen Varietäten des Niederländischen nicht länger vom dominanten Standard aus den Niederlanden „unterdrücken“ zu lassen. Im Falle Flanderns korrespondieren die Regionalisierung und die abnehmende Akzeptanz des überregionalen Standards zudem mit politischen Separationsbestrebungen.

Verliert die Standardsprache ihr Prestige?

Regionalisierung äußert sich aber auch in der vielfach beobachteten Renaissance des Dialektgebrauchs, was oft wohl nicht mehr als eine folkloristische Reminiszenz an die ‚gute alte Zeit‘ ist, manchmal aber eben auch als ‚Standardverweigerung‘ gesehen werden kann.

Diese Entwicklungen führen zu den unterschiedlichsten Konstellationen von sprachlicher Variation, von Mehrsprachigkeit und von Sprachkontakt. Dass das auch Folgen sprachstruktureller Art für die beteiligten Varietäten und Sprachen hat, darf nicht verwundern, sondern ist erwartbar und selbstverständlich.

Wir sehen im Deutschen Einflüsse im Bereich des Wortschatzes, vor allem Anglizismen, die manchmal überflüssig oder auch nervig sind, oft aber auch sehr passend und praktisch. Wir sehen ganz unterschiedliche Grade der Beherrschung von Fremdsprachen. Wir sehen verschiedenste Formen von Sprachkontakt und Sprachmischung, wie sie typisch sind für alle mehrsprachigen Gesellschaften, wobei die Sprecher und Sprecherinnen ihre sprachlichen Repertoires in Abhängigkeit von der Situation und von den Gesprächspartnern kreativ einsetzen. Und wir sehen die Entwicklung neuer sprachlicher Formen und Varietäten. Stichwort *Kiezdeutsch*.

Wenn eine Mutter ihre kleine Tochter fragt „Sollen wir Spielplatz gehen?“, so geht davon – anders als viele Sprachkritiker anscheinend meinen – nicht gleich das Abendland unter. Derartige Kiezdeutsch-Merkmale stellen auch keine „Bedrohung“ für das Deutsche dar. Das Deutsche ist quicklebendig, und eben deshalb gibt es Variation und Wandel. Nur tote Sprachen verändern sich nicht mehr. Die Normen und Regeln, nach denen wir sprechen und schreiben, sind immer das Resultat eines kontinuierlichen Verhandlungsprozesses, der in der täglichen Kommunikation stattfindet. Ob wir in 30 Jahren noch „zur Uni fahren“ oder aber „Uni fahren“, liegt also in erster Linie daran, ob die sprachliche Neuerung von breiten Bevölkerungsschichten übernommen wird oder nicht.

Vor dem Hintergrund der skizzierten Standardsprachenideologie ist in diesem Zusammenhang oft leichtfertig von „Sprachverfall“ und „Halbsprachigkeit“ die Rede, was nur allzu oft mit einer Stigmatisierung von Menschen einhergeht. Sprachen verfallen aber nicht, sie ändern sich nur.

Auch der Status und das Prestige einer Varietät können sich ändern. Dabei geht es aber eher um gesellschaftliche Machtfragen als um sprachliche Aspekte. Die Standardsprachen sind als Produkt der nationalen Eliten entstanden und sie werden vom Bildungsbürgertum bewacht und verteidigt. Ihre herausgehobene Position wird derzeit sowohl von „oben“ angekratzt (durch die zunehmende Globalisierung und die neuen, international ausgerichteten Eliten) als auch von „unten“, durch Menschen, die nicht ohne weiteres bereit sind, sich ihre sprachliche Identität durch eine monolinguale Standardsprachenideologie vorschreiben zu lassen. Es bleibt abzuwarten, welche Konsequenzen das auf Dauer für das Prestige und die Stellung der Standardsprachen haben wird.

Prof. Dr. Matthias Hüning



Matthias Hüning studierte Germanistik, Musikwissenschaft und Niederlandistik in Bonn, Köln und Leiden. Nach einer Station an der Universität Wien wechselte er 2000 als Professor für niederländische Sprachwissenschaft an die Freie Universität Berlin. Neben dem niederländisch-deutschen Sprachvergleich gilt sein besonderes Interesse der historischen Sprachwissenschaft und der Erforschung von sprachlicher Dynamik und Sprachwandelphänomenen. Seit einigen Jahren beschäftigt er sich zudem mit soziolinguistischen und sprachpolitischen Aspekten der europäischen Sprachlandschaft.

Kontakt:

Freie Universität Berlin

Institut für Deutsche und Niederländische Philologie

E-Mail: matthias.huening@fu-berlin.de



Konfliktreiche Erinnerung

Kann gemeinsames Gedenken an den Nationalsozialismus,
an den Holocaust und Zweiten Weltkrieg die europäische Identität stärken?
So einfach ist es nicht, sagen Historiker der Freien Universität.





VON BIANCA SCHRÖDER

Der Zweite Weltkrieg ist unbestritten einer der großen Wendepunkte der Geschichte – nicht nur der deutschen. Wie man sich in Europa daran erinnert, ist nach wie vor kontrovers. Dennoch hat sich in vielen Ländern die gesellschaftliche Deutung von Nationalsozialismus, Faschismus, Holocaust und Zweitem Weltkrieg stark gewandelt. Die Historiker Arnd Bauerkämper und Robert Zimmermann forschen über dieses „umstrittene Gedächtnis“.

Als sich im Mai 1985 das Ende des Zweiten Weltkrieges zum 40. Mal jährte, diskutierten die Deutschen über angemessene Formen des Gedenkens. Ein Ende der „Demutsgesten“ und die außenpolitische Rehabilitation Deutschlands als gleichwertiger Partner – das waren die Anliegen des damaligen Bundeskanzlers Helmut Kohl. Am 5. Mai des Jahres besuchte er gemeinsam mit dem amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan den Soldatenfriedhof in Bitburg in der Eifel, auf dem nicht nur Wehrmachtssoldaten, sondern auch Angehö-

rige der Waffen-SS begraben sind. Die beiden Staatshäupter lösten damit einen Sturm der Entrüstung aus. Ihr vorangegangener Besuch im ehemaligen Konzentrationslager Bergen-Belsen besänftigte die Kritiker kaum.

Drei Tage später sprach Bundespräsident Richard von Weizsäcker vor dem Bundestag über das Kriegsende in Europa. Er ermahnte die Deutschen, dass sie nicht durch Verdrängung, sondern nur durch aktives und kritisches Nachdenken über die Geschichte zu sich selbst finden könnten. Bis dahin galt der 8. Mai 1945 im offiziellen Gedenken als Tag der Niederlage. In seiner Rede grenzte sich Weizsäcker von diesem Verständnis ab. Der Tag des Kriegsendes sei auch ein „Tag der Befreiung vom menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“ gewesen. Eine Aussage, die das Geschichtsbild der Deutschen nachhaltig veränderte.

Die Erinnerungen an die nationalsozialistische Diktatur, an den Holocaust und den Zweiten Weltkrieg sind von einzelnen Akteuren, Gruppen und von Konflikten geprägt – das ist eine zentrale These von Arnd Bauerkämper, Professor für die Geschichte des 19. und

Am Morgen des 5. Mai 1985 besuchten Helmut und Hannelore Kohl sowie Ronald und Nancy Reagan das Konzentrationslager Bergen-Belsen. Dort gedachten sie an den Massengräbern der Opfer des Nationalsozialismus. In seiner Ansprache erklärte Reagan, ein Vergessen dürfe es nicht geben, es sei ein Muss für alle, dafür zu sorgen, dass so etwas nie wieder geschehen könne.



Bundesregierung/Lucas

Univ.-Prof. Dr. Arnd Bauerkämper



Arnd Bauerkämper ist seit 2009 Professor für die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts an der Freien Universität Berlin. In seiner Forschung beschäftigt er sich unter anderem mit der Geschichte Großbritanniens im 19. und 20. Jahrhundert, dem Faschismus in Europa, der Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland und der

DDR sowie der Demokratie, Philanthropie und Zivilgesellschaft in Westdeutschland im transatlantischen Bezugsverhältnis zu den USA. Aktuelle Forschungsprojekte sind derzeit: „Philanthropische Gesellschaften und Zivilgesellschaft im grenzüberschreitenden Bezugsverhältnis. Geben und Empfangen in Deutschland von 1945 bis 1990“ (in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Gregory R. Witkowski, IUPUI, Indiana) und „Sicherheit und Menschenrechte in Europa im 20. Jahrhundert“.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
Friedrich-Meinecke-Institut
E-Mail: baue@zedat.fu-berlin.de

Robert Zimmermann



Robert Zimmermann studierte Neuere und Neueste Geschichte, Politikwissenschaft und Geografie an der TU Dresden und dem Agder University College Kristiansand. Seit 2011 arbeitet er an seinem Dissertationsvorhaben „Die Gefangenschaft als Legitimation? Erinnerungspraktiken von Häftlingsverbänden in Dänemark und Norwegen in transnationaler

Perspektive nach 1945“ (gefördert durch die Stipendienfonds E.ON Ruhrgas im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft) bei Prof. Dr. Arnd Bauerkämper. In seiner Forschung beschäftigt er sich vor allem mit Erinnerungsgeschichte, digitaler Geschichtswissenschaft sowie der Zeitgeschichte Norwegens und Dänemarks.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
Friedrich-Meinecke-Institut
E-Mail: robert.zimmermann@fu-berlin.de

20. Jahrhunderts an der Freien Universität. In seiner umfangreichen Studie „Das umstrittene Gedächtnis“ hat er sich mit dem Gedenken an den Zweiten Weltkrieg in 14 europäischen Ländern befasst. Bauerkämper begann das Buch 2008, zu Beginn der Euro-Krise. Wenn in der öffentlichen Diskussion die europäische Identität und die gemeinsamen Erinnerungen betont wurden, habe er dies immer mit Skepsis betrachtet, sagt der Historiker: „Ich habe Vorbehalte, wenn Institutionen wie der Europarat versuchen, eine europäische Erinnerungskultur zu schaffen. Eine Erinnerungsgemeinschaft muss meines Erachtens letztlich von unten wachsen, im Dialog.“ Das funktioniere in Demokratien generell besser als in Diktaturen, weil verschiedene Gruppen sich in den öffentlichen Diskurs einbringen und so die Gedächtniskultur prägen können. Diese zivilgesellschaftliche Verständigung über Grenzen hinweg könnten und sollten Politiker ermöglichen und fördern, auch im Rahmen der EU; der Prozess benötige aber Zeit und Freiraum.

In Norwegen prägen ehemalige politische Häftlinge die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg

Bauerkämper betont den Unterschied zwischen kollektivem und kommunikativem Gedächtnis, zwischen öffentlicher Erinnerungskultur und privatem Erinnern in Familien und kleinen Gruppen. Wie stark eine Interessengruppe ihre Erinnerungen in den gesellschaftlichen Diskurs – national, aber auch grenzüberschreitend – einbringen kann, zeigt Robert Zimmermann in seiner Dissertation über Häftlingsverbände in Norwegen und Dänemark. Zimmermann ist Doktorand in einem von Bauerkämper geleiteten Forschungsverbund. Er fand heraus, dass besonders in Norwegen das Vermächtnis der ehemaligen politischen Häftlinge noch heute starken Einfluss auf die Erinnerungskultur hat.

In dem skandinavischen Land gab es von 1940 bis 1945 kaum aktiven Widerstand; jedoch widersetzten sich ganze Berufsgruppen der „Gleichschaltung“ durch die nationalsozialistischen Besatzer und ihrer norwegischen Gefolgsleute. So weigerten sich mehr als 90 Prozent der Lehrer, eine Erklärung zu unterschreiben, die sie zu Prinzipien nationalsozialistischer Erziehung verpflichten sollte. „Wer nach Kriegsende aus dem Gefängnis kam, tat das mit dem Duktus des Widerstandskämpfers. Die Häftlinge wurden von der Gesellschaft mit offenen Armen empfangen“, sagt Zimmermann. Von rund 44.000 politischen Gefangenen organisierten sich jedoch nur wenige. Der größte Häftlingsverband hatte nach dem Krieg rund 1.600 Mitglieder. Die Verbandsmitglieder hatten bisweilen unter Repressalien zu leiden: „Sie wurden als Kommunisten beschimpft, weil viele von ihnen in Sachsenhausen eingesessen hatten“, erläutert der Doktorand. Dies änderte sich, als in



den frühen achtziger Jahren eine jüngere Generation Wissenslücken über die deutsche Besatzung Norwegens zeigten und der gesellschaftliche Konsens zu bröckeln begann.

Mitglieder des Häftlingsverbandes sprachen nun regelmäßig an Schulen und öffentlichen Einrichtungen über ihre Erlebnisse während des Zweiten Weltkrieges. „Das verbreitete Narrativ von den ‚guten Norwegern‘ und den ‚bösen Anderen‘ – also den Deutschen – wurde dadurch noch bestärkt“, sagt Zimmermann. Dass der Nationalsozialismus bei vielen Norwegern durchaus Anklang fand – es gab bis zu rund 55.000 Mitglieder der norwegischen *Nasjonal Samling*, mehr als 5.000 Männer meldeten sich freiwillig zum Dienst bei der Waffen-SS – spielt nach Zimmermanns Recherchen im öffentlichen Diskurs nur eine untergeordnete Rolle.

Anders als in den westeuropäischen Demokratien hatten Interessengruppen in den kommunistischen Ländern Osteuropas nur dann Einfluss auf die Gedächtnispolitik, wenn ihre Erinnerung der offiziellen Politik entsprach. In der DDR etwa gab die SED-Führung vor, wie mit der Vergangenheit umzugehen sei. „Der Antifaschismus war Staatsdoktrin, der Widerstand der Kommunisten gegen den Nationalsozialismus stand im Vordergrund. Die Unterstützung der Nationalsozialisten durch breite Teile der Bevölkerung wurde weitgehend ausgeblendet, nachdem die offensichtlich Schuldigen in den Nürnberger Prozessen und mit der Enteignung von

Unternehmern und Großgrundbesitzern bestraft worden waren“, sagt Bauerkämper. Da die Bundesrepublik außerdem die Rechtsnachfolge des Deutschen Reiches antrat, schob die DDR die Schuld am Holocaust auf sie. Und während in westdeutschen Städten ab Mitte der sechziger Jahre die Studentenbewegung scharfe Kritik an der mangelhaften Aufarbeitung des Nationalsozialismus übte, erstickte die DDR-Führung jeglichen studentischen Protest bereits im Ansatz.

Die Studentenfürer in der Bundesrepublik kennzeichnete vor allem eine stark ideologische Kapitalismus-Kritik. Sie rückten die sozioökonomischen Strukturen im „Dritten Reich“ in den Blickpunkt, nach individueller Verantwortung fragten sie kaum. „Für sie waren die Ausbeutungsinteressen des Regimes zentral. Viele von ihnen vertraten die These, dass die Konzentrationslager aus kapitalistischen Beweggründen eingerichtet wurden. Das war ja auch nicht ganz falsch – Firmen wie die IG Farben zum Beispiel hatten eigene Konzentrations- oder Arbeitslager und machten dank der Zwangsarbeiter hohe Gewinne. Aber die Kritiker übersahen die rassenpolitischen Treibkräfte und die einzelnen Täter, die einzelnen Opfer“, sagt Bauerkämper. Doch trotz dieser Defizite seien die späten sechziger Jahre ein wichtiger Wendepunkt in der Aufarbeitung des Nationalsozialismus gewesen.

In der DDR und anderen Ostblock-Ländern kam dieser Wendepunkt hingegen später: Erst nach dem Zusam-

Als das polnische Fernsehen im vergangenen Jahr den ZDF-Dreiteiler „Unsere Mütter, unsere Väter“ zeigte, entstand dort eine lebhafte Diskussion über die Beteiligung Polens an den nationalsozialistischen Verbrechen.



ZDF/David Slama

menbruch des Sozialismus war es möglich, sich öffentlich kritisch mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Der Fokus lag jedoch häufig auf anderen Aspekten als im Westen. So sorgte 2004 die lettische Außenministerin Sandra Kalniete für Aufsehen, als sie in ihrer Rede zur Eröffnung der Leipziger Buchmesse den Nationalsozialismus und den Kommunismus als gleichermaßen verbrecherisch bezeichnete. Salomon Korn, Vizepräsident des Zentralrats der Juden, und einige Begleiter verließen daraufhin den Saal. Man dürfe den Nationalsozialismus, der 48 Millionen Menschen das Leben gekostet habe, nicht mit dem Kommunismus gleichsetzen, sagte Korn hinterher.

Anzeichen einer Annäherung von Ost- und Westeuropa

Doch in der Erinnerung vieler Osteuropäer nähmen die Gulags – die sowjetischen Straf- und Arbeitslager – eine zentralere Rolle ein als die Konzentrationslager, sagt Bauerkämper: „Jüngere Ereignisse sind wichtiger bei dem Versuch, sich national zu finden.“ Es gebe aber auch Zeichen der Annäherung zwischen Ost- und Westeuropa. In Polen zum Beispiel werde auch die Kollaboration seit 2000 stärker thematisiert als noch vor einigen Jahren. Als das polnische Fernsehen im vergangenen Jahr etwa den deutschen ZDF-Dreiteiler „Unsere Mütter, unsere Väter“ zeigte, sei eine lebhaft Diskussion über die Beteiligung von Polen an den nationalsozialistischen Verbrechen entstanden.

Die Gedenkkultur in Deutschland sieht Bauerkämper derzeit von einer Tendenz zur Selbstkritik geprägt. So lassen seit Anfang der neunziger Jahre viele Institutionen und Unternehmen ihre eigene Rolle in der NS-Zeit von unabhängigen Historiker-Kommissionen untersuchen. Die Deutsche Bank, Volkswagen, Allianz, Karstadt-Quelle, das Auswärtige Amt, die Max-Planck-Gesellschaft und andere stellten sich so ihrer historischen Schuld. Allerdings spielten auch öffentlicher Druck und wirtschaftliche Motive eine Rolle, sagt der Historiker: „Gerade für Unternehmen, die auf den amerikanischen Markt drängen, war es wichtig, auf diese Weise Verantwortung für die eigene Vergangenheit zu übernehmen.“ Auch in anderen europäischen Staaten wird seit dem Ende des Kalten Krieges die Frage der Mittäterschaft neu gestellt. So diskutierten etwa die Schweizer darüber, weshalb ihre Banken Depot- und Kontenvermögen jüdischer Holocaust-Opfer über Jahrzehnte stillschweigend einbehalten konnten.

Eine andere Tendenz im Umgang mit dem Nationalsozialismus sei die Verallgemeinerung der Verbrechen. „Der Holocaust wird als Beispiel für andere Massenmorde gesehen. Nach den Krisen der neunziger Jahre – vor allem den Kriegen in Jugoslawien und dem Völkermord in Ruanda – hieß es, die Staatengemeinschaft habe nicht genug getan“, sagt Bauerkämper. Bei der Stockholmer Holocaust-Konferenz im Jahr 2000 gingen Regierungschefs aus aller Welt gemeinsam mit Historikern und Pädagogen der Frage nach, wie man die Erinnerung an den Holocaust nutzen könne, um gegen Rassismus und Intoleranz vorzugehen. In der Folgezeit entstanden neue Bildungsprojekte. Andere Genozide wie der Völkermord an den Armeniern während des Ersten Weltkriegs wurden stärker diskutiert. 2005 erklärten die Vereinten Nationen schließlich den 27. Januar zum Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust.

So nähern sich die Erinnerungspraktiken in den Ländern Europas einander ein Stück weit an. Für eine positive Identitätsbildung seien sie jedoch wenig geeignet, sagt Bauerkämper – dafür seien die nationalen Debatten zu unterschiedlich. Die Universalisierung des Holocaust betrachtet er ebenfalls skeptisch: Zwar sei es verdienstvoll, auch andere Menschenrechtsverletzungen aufzuarbeiten. Jedoch dürfe man die Einzigartigkeit des Mordes an Millionen Juden und überhaupt die besonderen Merkmale der einzelnen Genozide nicht aus dem Blick verlieren.



Arnd Bauerkämper: *Das umstrittene Gedächtnis. Die Erinnerung an Nationalsozialismus, Faschismus und Krieg in Europa seit 1945*, Paderborn 2012.



„Wir haben zu wenig gewollt!“

**Der Historiker Paul Nolte und der Zeitzeuge Ekkehart Krippendorff
über Beweggründe, politische Kultur und die Frage, was von den 68ern bleibt.**





VON JULIA RUDORF UND CARSTEN WETTE

fundiert: Herr Professor Krippendorff, Herr Professor Nolte, wie würden Sie einem politisch interessierten Jugendlichen heute die 68er beschreiben?

Krippendorff: Es war eine enorme Aufbruchsstimmung, kurz gesagt. In der Luft lag diese Erregung, jeden Tag passierte etwas Neues. Hier eine Vollversammlung, dort ein Vortrag, da ein Institut besetzt, ein Streik ... Und das Zentrum der politischen Aktivitäten damals waren die Freie Universität und Berlin. Es war eine aufregende Zeit für alle.

Nolte: Ja, Aufbruchsstimmung umreißt es treffend. Sie begann schon 1964, hier an der Freien Universität, aber auch in Berkeley: Die Studentenbewegung speiste sich unter anderem aus der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. Diese besondere Stimmung war hierzulande nicht erst 1968 plötzlich da, auch wenn das Jahr in der Zeitgeschichtsschreibung zu einer Art Chiffre für das ganze Jahrzehnt geworden ist.

fundiert: Gibt es Aspekte, die kritisch zu sehen sind?

Nolte: Ja, die Akteure hatten teils merkwürdige Vorstellungen davon, wohin dieser Aufbruch führen sollte. Es ist erstaunlich und für viele aus meiner Generation irritierend, warum aus dieser Stimmung heraus gleich eine sozialistische Revolution gemacht werden sollte. Oder warum die Staatsordnung der Bundesrepublik in Frage gestellt wurde, statt sich über das neue, liberale Gemeinwesen zu freuen. Man hätte das neue Grundgesetz auch ernst nehmen können, anstatt es wieder über Bord werfen zu wollen – zu Gunsten eines von Hồ Chí Minh oder Ché Guevara inspirierten Staates.

Krippendorff: In diesem von Ihnen beschriebenen Sinne waren die 68er keine politische Bewegung, wenn Sie so wollen. Denn sie hatte keine derartige politische Programmatik. Sie versuchte aber, sich eine zu geben und Orientierungen zu finden. Angesichts des Vietnamkriegs brauchte man keine großen politischen Theorien, um zu wissen: Es ist ein politisches Verbrechen, dieses Volk kaputt zu bomben. In dieser Zeit wurde schließlich erst „entdeckt“, dass es auch in Deutschland eine Arbeiterbewegung und eine Rätebewegung gegeben hat. Das musste man sich mühsam zusammenlesen. Daraus hat sich dann eine gewisse sozialistische Haltung entwickelt – als Alternative zu diesem Raubkapitalismus, in dem wir aufgewachsen sind.

fundiert: Herr Krippendorff, gab es neben der Bürgerrechtsbewegung und dem Vietnamkrieg noch andere Auslöser?

Krippendorff: Die Protestbewegung hatte auch mit der Gründung der Freien Universität zu tun. Diese war nicht nur eine Folge des Kalten Krieges, sondern auch ein Versuch, die alte Ordinarien-Universität mit neuen Formen der Mitbestimmung zu überwinden. Ziel war etwa, dem Allgemeinen Studierenden-Ausschuss, dem AStA, eine kleine Regierungsfunktion zu geben. Angestellte sollten bei Berufungen ein Mitspracherecht erhalten. Die FU war ein Modellfall und in Westdeutschland verrufen, sie wurde zunächst nicht als „vollwertige“ Universität betrachtet. Die Studenten waren hier unter anderem deshalb besonders politisiert, weil US-amerikanische Gelder in die Uni flossen. Hinzu kamen die Teilung der Stadt und die Präsenz von Studenten aus der DDR – Figuren wie Rudi Dutschke kamen von dort. Mein eigener Konflikt kam noch zusätzlich ...

fundiert: ... Sie meinen das „Krippendorff-Semester“ von 1965 – wie kam es dazu?

Krippendorff: Ich hielt mich von 1960 bis 1963 in den USA auf, das war damals noch eine Besonderheit. Ich bekam dort das Ende der US-Bürgerrechtsbewegung mit und deren Strategien und Taktiken. Das habe ich weitergegeben, als ich 1963 zurückkam. Vor allem im Kuby-Jaspers-Konflikt.

fundiert: Daran erinnern sich heute vermutlich nur noch wenige ...

Krippendorff: Der Publizist Erich Kuby sollte im Mai 1965 zu einer politischen Veranstaltung im Audimax eingeladen werden, doch der damalige Rektor Professor Herbert Lüers war dagegen. Der politische Beauftragte des Rektorats, Kurt Sontheimer, hatte neben Kuby den Philosophen Karl Jaspers eingeladen – damals eine große, allen bekannte Figur. Aber an ihm schieden sich die Geister, weil er sich gegen Adenauer und die Atomrüstung der Bundesrepublik aussprach. Lüers wollte daher auch ihn ausladen. Das war eine politische Provokation, heute vielleicht vergleichbar mit einem Redeverbot etwa für Habermas. Das wollte ich nicht hinnehmen. Nach meinen US-Erfahrungen habe ich angeregt, „Sandwich-Men“ einzusetzen.

fundiert: Was muss man sich darunter vorstellen?

Krippendorff: Einige von uns banden sich große Plakate vor den Bauch und auf den Rücken. Damit gingen wir zum Rektorat und protestierten gegen Zensur

an der Freien Universität. Das machte natürlich großen Lärm in Berlin. Man empfand es als ein Unding, dass an der Freien Universität – einer Gründung des Westens – derart demonstriert wurde. Daraufhin wurde ich von der Universität gefeuert.

fundierte: Wie würden Sie, Herr Nolte, die Gründe als Historiker umreißen?

Nolte: Die Unruhe an der Freien Universität hatte durchaus mit den besonderen Bedingungen hier und mit der merkwürdigen, eingekapselten Inselform West-Berlins zu tun. Aber die Freie Universität war anders als andere Universitäten keine rückständige Ordinarien-Universität. Es war eher so, wie es häufig zu beobachten ist: Protest regt sich da, wo die Menschen schon ein bisschen weiter sind, und nicht da, wo sie ganz zurückhängen.

fundierte: Welche Rolle spielten die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten?

Nolte: Es war ein sehr ambivalentes, facettenreiches Verhältnis. Der Studentenbewegung wurde wegen der Vietnamproteste und gewisser sozialistischer Phantasien und Romantisierungen häufig Anti-Amerikanismus vorgeworfen. Heute gibt es in der Zeitgeschichtsschreibung eher die Tendenz zu sagen: Die 68er waren zwar politisch anti-amerikanisch, aber in kultureller Hinsicht haben sie sich doch amerikanisiert, nicht nur durch Rockmusik. Das Verhältnis war auch im Politischen sehr vom Lernen geprägt. Amerika zu kritisieren, hieß immer auch von Amerika zu lernen – und umgekehrt.

Krippendorff: Viele Emigranten kamen aus den USA zurück und wechselten an die Freie Universität, darunter der Jurist und Politologe Ossip Flechtheim und der Politologe Ernst Fraenkel. Sie wurden zurückgeholt, weil man, wie Sie sagten, von Amerika lernen wollte. In puncto Demokratie war Amerika das Vorbild.

fundierte: War man in Deutschland bereit, dem Vorbild nachzueifern?

Krippendorff: Bedingt. Das erste Amerika-Institut, das heutige John-F.-Kennedy-Institut, gehört zum Gründungsmythos der Freien Universität. Ich war dort Assistent, flog aber schnell wieder raus. An den amerikanischen Universitäten war der Autoritarismus überwunden. In Harvard, etwa bei dem großen Soziologen Talcott Parsons, standen die Türen immer offen. Mit beiden Beinen auf dem Tisch – so saß er im Büro, das war alles sehr locker. Hier in Berlin hingegen trug der

Assistent von Herrn Fraenkel der Frau Professor die Einkaufstaschen hinterher. So etwas machte ich nicht mit. Diese Struktur ging mir und den Studenten zunehmend gegen den Strich.

fundierte: Herr Nolte, Sie waren 1968 noch im Kindergarten. Haben Ihre Eltern Sie später vor Leuten wie Herrn Krippendorff gewarnt?

Nolte: Ach nein, ich wuchs in einem sehr liberalen Elternhaus auf. Meine Generation, also die Jugend am Ende der 70er Jahre, kann man auch als Spät-68er-Generation sehen. Als Oberstufenschüler fühlten wir uns eine Zeit lang als deren letzte Bannerträger. Von den 68ern hatten wir ein merkwürdig verkorkstes Verhältnis zur Staatsordnung der Bundesrepublik geerbt. Irgendwie glaubten wir an unserem nordrhein-westfälischen Gymnasium, dass man diesem Staat nicht trauen könne und dürfe. Im Streit zwischen Staat und RAF erfuhr diese Gesinnung 1977 einen neuen und letzten Schub; man spricht heute auch vom „roten Jahrzehnt“ seit 1967. Im Grunde reichte es aber bis in die frühen 80er Jahre hinein, als das Wettrüsten und der Nato-Doppelbeschluss die Friedensbewegung beflügelten.

Krippendorff: In diese Zeit der 68er fiel auch die Entdeckung des ganzen Ausmaßes der Verbrechen der Nationalsozialisten, das man bis dahin völlig verschwiegen hatte. Darüber redete man nicht – auch nicht in den Vorlesungen zur Zeitgeschichte, die ich als Student in Tübingen, Freiburg und Berlin gehört hatte.

fundierte: Erst 1985 hat Bundespräsident Richard von Weizsäcker den 8. Mai als „Tag der Befreiung“ bezeichnet. Haben die 68er aus ihrer Sicht entscheidend dazu beigetragen, dass die Zeit des Nationalsozialismus aufgearbeitet wurde?

Krippendorff: Die Frage „Wo wart ihr eigentlich im Dritten Reich?“ wurde erst sehr viel später gestellt, weil man in der autoritären Universität groß geworden war. Der Philosoph Martin Heidegger etwa war ein Heiliger bei uns. Seine Vergangenheit wurde nicht weiter hinterfragt. Es gab viele solcher Beispiele.

Nolte: Aber diese Fragen wurden erst in den 80er Jahren konkret. Wir wissen heute, dass jene, die Anfang des 20. Jahrhunderts geboren wurden, also zwischen 1900 und 1910, häufig die radikalsten und ganz besonders fanatischen Nationalsozialisten waren. Das waren zugleich die jungen Akademiker, die sich nach der Weimarer Republik ihre Aufstiegschancen im Dritten Reich erhofften. Nicht zufällig rekrutierten sich aus deren Kindern – den Jahrgängen 1940 bis 1950 – die 68er.

Krippendorff: Wir waren viel zu naiv und haben damals unterschätzt, wie viele Dinge aus dem Dritten Reich sich bis in die Zeit der Bundesrepublik erhalten hatten. Aus heutiger Sicht und nach der Aufarbeitung von Personalakten im Auswärtigen Amt, in der Polizei und der Justiz wissen wir heute, dass sehr viel mehr Nazis wieder in Funktionen gelangten, als von uns angenommen. Wir hatten unseren Zorn ja eigentlich nur an wenigen Figuren festgemacht.

Nolte: Ihnen ist damals auch ein wenig das Unterscheidungsvermögen abhandengekommen. Kollegen, die eigentlich mit Ihnen sympathisierten – Sozialdemokraten wie Richard Löwenthal oder der Historiker Thomas Nipperdey – und die nach ihrem Selbstverständnis Reformer waren, haben Sie mit den Nazis in einen Topf geworfen. Nipperdey ging dann hier über den Campus und musste lesen: „Nipperdey = NPD“. Was hatte das denn noch mit einer seriösen Suche nach nationalsozialistischen Wurzeln an der Universität zu tun?

Krippendorff: Ja, das waren gute, ordentliche Sozialdemokraten. Wir hatten aber das Gefühl, wir werden von denen durch die Zustimmung zur ersten Großen Koalition 1966 verraten. Löwenthal beispielsweise war völlig verunsichert. Er kompensierte das durch eine besonders harte Haltung gegenüber uns Protestlern. Wir haben das aber damals nicht verstanden. Ich würde die Anfeindungen also nicht zu hoch hängen.

Nolte: Jemanden steckbrieflich zu suchen wie Ernst Fraenkel, nur weil er sich nach einer kommunistischen, leninistischen Vergangenheit der sozialdemokratischen Seite zugewandt hat, das ist ja auch nichts, was man heute vorbildlich finden muss. Da ist die deutsche Studentenbewegung, im Vergleich zu anderen Ländern, durchaus über die Stränge geschlagen. In den USA gab es auch einen SDS. Die Abkürzung steht dort aber für „Students for a democratic society“. In Deutschland war es hingegen der „Sozialistische Deutsche Studentenbund“.

fundiert: Eine gewisse Gewaltbereitschaft gehörte zu den 68ern. Bis heute wird den Anhängern der Bewegung vorgeworfen, sich davon nicht deutlich genug distanziert zu haben. Herr Krippendorff, wie sehen Sie das?

Krippendorff: Was die Gewalt anbetrifft, darf man nicht vergessen: Der große politische Hintergrund war Vietnam. Und dort wurde gegen jeden gebombt. Diese Gewalt des Imperialismus war nicht die unsere.

fundiert: Aber auch die Demonstrationen waren ja nicht gerade friedlicher ...

Krippendorff: Wir haben auch Gewalt auf der Straße erlebt. Die Polizei war mit Knüppeln bewaffnet und hat geprügelt. In Berlin zu demonstrieren, war eine Provokation, die Polizei war den Umgang mit Demonstranten nicht gewohnt. Demonstrationen an sich waren damals noch ein Lernprozess. Sie verliefen bis zum Beginn der 60er stets nach demselben Muster: Die SPD zog vor den Reichstag oder ein Rathaus, wo dann eine Rede gehalten wurde.

fundiert: Und wie haben Sie demonstriert?

Krippendorff: Wir marschierten auf eigene Faust durch die Stadt. Das galt als Unverschämtheit, deshalb wurde die Polizei geschickt. Dagegen haben wir uns gewehrt. Doch es eskalierte, mit – vorsichtig formuliert – problematischen Dimensionen. Bei der berühmt-berüchtigte Schlacht am Tegeler Weg war es natürlich naiver Unsinn zu glauben, gegen die Polizei „gewonnen“ zu haben. Aber daraus haben einige für sich die Konsequenz gezogen: Sie dachten, Kaufhäuser müssten brennen, damit die Leute kapieren, was in Vietnam passiert.

Nolte: Ich halte die Gewaltfrage nicht für entscheidend, auch wenn man heute einige Wurzeln der extremen Gewaltbereitschaft – etwa der RAF – in den 68ern sehen kann. Viel entscheidender ist die Frage nach der Haltung zu Rechtsstaat und Institutionen. Sie wurde im Zusammenhang mit den Ausschreitungen nach dem Tod des Studenten Benno Ohnesorg auch von Jürgen Habermas gestellt. Habermas war damals einer der jungen Linken und gehörte durchaus zu den Professoren, die mit den Studierenden sympathisierten. Die 68er hatten ein sehr eingeschränktes Verständnis davon, was die Sicherheit des institutionellen Kerns von Demokratie betrifft.

Krippendorff: Das war in der Tat eine Schwachstelle der Linken.

Nolte: Denn Institutionalismus galt natürlich als „rechts“ ...

fundiert: Es gibt heute eine sehr unterschiedliche Bewertung der 68er – wie ist eine solche Urteilsspanne möglich?

Krippendorff: Das ist ja mit fast allen historischen Momenten so: Es gibt 25 verschiedene Interpretationen dazu. Wie gesagt: Damals herrschte diese enorme Aufbruchstimmung. Für mich war die Bundesrepublik nach der 68er-Bewegung auf jeden Fall nicht mehr dieselbe. Manche sprachen sogar von der „Zweiten Gründung der Bundesrepublik“.





fundierte: Würden Sie selbst auch so weit gehen?

Krippendorff: Polemisierend kann man das schon sagen. Die Bezeichnung spiegelt die Breite der Bewegung wider: Wenn man von den 68ern spricht, muss man auch die Kindergartenbewegung einbeziehen, die anti-autoritäre Erziehung, den Feminismus und den Umgang mit Hochschulautoritäten.

Nolte: Viele der Etiketten für die 68er werden immer nur zu Jubiläen rausgeholt. Bei den Jüngeren, und auch in der Zeitgeschichtsforschung, findet man statt einer Polarisierung eher ein ausgeglichenes, fast nüchternes Urteil. Für die Studierenden in meinen Seminaren ist „68“ unendlich weit entfernt. Vieles an den spezifischen Verschärfungen und Verhärtungen – gerade auch der West-Berliner 68er – lässt sich mit der deutsch-deutschen Nachkriegskonstellation und der nationalsozialistischen Vergangenheit erklären.

fundierte: Wurde sie bewältigt?

Nolte: In allgemein-kultureller Hinsicht gab es durch die 68er einen Wandel, der wichtig war und bleiben wird: mehr Liberalität und Gleichheit, weniger Hierarchie und Autorität. Ob er an manchen Stellen auch ohne Rudi Dutschkes erregte Reden eingetreten wäre, ist schwer zu sagen. Denn manche massenkulturellen Bewegungen setzen sich von allein fort. Eine Frauenemanzipation hätte es wahrscheinlich auch ohne die Studentenbewegung gegeben.

Krippendorff: Ich bin ziemlich stolz auf die deutsche Vergangenheitsbewältigung. Es ist beispielsweise sehr positiv, dass in Deutschland die Todesstrafe nicht möglich ist. Oder die Diskussion über Euthanasie. Die deutsche Gesellschaft hat sich da immunisiert und etwas gelernt.

fundierte: Herr Nolte, Sie haben sich mit dem Begriff der Babyboomer-Generation auseinandergesetzt, der sie selbst angehört. Wie unterscheiden sich denn die Lebensentwürfe im Vergleich zu den 68ern?

Nolte: In einer komplizierten Weise. Die Babyboomer mussten mit dem Erbe der 68er umgehen, ohne zu den alten Verhältnissen zurückzukehren – also pragmatische Lösungen erproben. Zum Beispiel in den privaten Lebensverhältnissen, die ein kleiner Teil der 68er sehr radikal-experimentell verändern wollte: Familiengründung hielten sie für etwas Bürgerliches und gründeten stattdessen Kommunen, lösten Familienstrukturen auf. Kann man Kinder haben, und die Frau ist trotzdem erwerbstätig? Darauf hatten die 68er noch keine Ant-

wort. Oder in der Politik: Kann man kritisch sein, ohne gleich „das System“ für ganz falsch zu halten?

fundierte: Welche Folgen hatte das?

Nolte: Die Babyboomer sind darüber in vieler Hinsicht pragmatischer geworden, unideologischer. Das hängt auch mit einem größeren politisch-kulturellen Wandel zusammen, den wir seit den 80er Jahren erlebt haben und der bis heute andauert. Die Eindeutigkeit, mit der sich die 68er auf ein bestimmtes Programm, auf Werte oder Parteien festgelegt hatten, ist für viele in meiner Generation verloren gegangen.

fundierte: Wie sehen Sie das, Herr Krippendorff?

Krippendorff: Ich bin da etwas optimistischer. Als die Occupy-Bewegung losging, dachte ich, jetzt passiert etwas. Leider hat sich meine Hoffnung nicht erfüllt. Doch eine gewisse Unruhe, im positiven Sinne, ist der Gesellschaft erhalten geblieben: das Wissen, dass man protestieren und gehört werden kann. Dass es die Möglichkeit gibt, eine andere Form von Kapital zu entwickeln. Das ist heute wieder denkbar, sogar mehr als 1968.

fundierte: Sehen Sie Unterschiede zwischen der Babyboomer-Generation und der 68er in Bezug auf materielle Voraussetzungen und auf Sozialisation ganz allgemein – etwa im Verhältnis zu den Eltern?

Nolte: Ja, natürlich. Meine Generation hat Eltern, die in den 30ern geboren sind – also Ihre Generation, Herr Krippendorff. Das sind ja nicht im engeren Sinne die 68er gewesen, sondern eher eine Generation, die man häufig auch als die 45er-Jahrgänge bezeichnet. Bei uns gab es daher viel weniger Spannungen. Inzwischen hat sich das Generationenverhältnis ja noch viel stärker entspannt und abgeschliffen. Unsere Kinder finden kaum noch eine Möglichkeit, zu ihren Eltern auf Distanz zu gehen. Sie unterscheiden sich heute kaum mehr bei der Kleidung.

Krippendorff: Ich kann mit der ganzen Generationendiskussion nicht viel anfangen. Meine Kinder, die 1965 und 1967 geboren sind, haben kein Bedürfnis, sich von mir zu distanzieren. Was für mich eine Generationslinie markiert, ist die Kenntnis oder Nichtkenntnis des Dritten Reiches oder des Krieges. Für diejenigen, die ihn als Kind bewusst miterlebt haben, machen drei, vier Jahre einen großen Unterschied. Was die nachfolgende Generation meiner Enkelkinder anbelangt, frage ich mich, was für eine Welt auf sie zukommen wird. Ich muss daher Dinge wie die Klimadiskussion ernst neh-

Prof. Dr. Ekkehart Krippendorff



Ekkehart Krippendorff gilt als einer der prominenten Vertreter der 68er. Dabei ist er gar keiner wie er gern vorrechnet. 1968 war er kein Student, sondern Assistent im Fachbereich Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin. Zuvor studierte er mit einem Fulbright-Stipendium drei Jahre an verschiedenen Elite-Unis in den USA. Weil er sich nach seiner Rückkehr mit der Studentenschaft solidarisierte, wurde er schnell von den Medien als Drahtzieher dargestellt, und er verlor seine Assistentenstelle. Die Studenten protestierten gegen seine Entlassung, weshalb das Sommersemester 1965 als „Krippendorff-Semester“ bekannt wurde. Seit 1978 war er Professor für Politikwissenschaft und Politik Nordamerikas am John F. Kennedy-Institut für Nordamerikastudien, 1999 wurde er emeritiert.

Univ.-Prof. Dr. Paul Nolte



Paul Nolte, seit Juli 2005 Professor für Neuere Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Zeitgeschichte in ihren internationalen Verflechtungen an der Freien Universität Berlin, ist nun schon zum vierten Mal Experte für das Wissenschaftsmagazin fundiert. Demokratie und soziale Bewegungen sind einige seiner Schwerpunkte in Forschung und Lehre. An der Freien Universität ist er unter anderem Mitglied des Akademischen Senats und des Auswahlausschusses des „Berlin Program“. Seit 2009 ist er außerdem Präsident der Evangelischen Akademie zu Berlin. Im Verlag DeGruyter Oldenbourg erschien gerade sein neues Buch „Transatlantische Ambivalenzen“.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
Friedrich-Meinecke-Institut
E-Mail: paul.nolte@fu-berlin.de

men. Die Generation unserer Kinder ist da heute politisch stärker engagiert als wir es damals waren.

fundiert: Ist Ihnen das Etikett, ein 68er zu sein, lästig?

Nolte: Er sagt ja, er sei gar kein 68er ...

Krippendorff: Ehrlich gesagt langweilt es mich. Aber jetzt, da wir darüber reden, kommt es in mir doch wieder hoch. Ich bin nicht stolz; stolz kann man ja nur auf Errungenes sein. Aber ich bin froh, dass es diese Bewegung in Deutschland und in Europa und sogar darüber hinaus in Amerika gegeben hat. Auch die Rolle, die andere Kulturen für uns gespielt haben und bis heute spielen, macht mich zufrieden. Wenn ich auf der Straße Leute aus der Türkei und vielen anderen Ländern treffe, finde ich das wunderbar für uns alle.

fundiert: Sie hatten es vorhin angesprochen, Professor Nolte: Auch ohne die 68er hätte es Ihrer Meinung nach etwa die Frauenbewegung gegeben. Würden Sie so weit gehen, dass der gesellschaftliche Aufbruch auch ohne die 68er gekommen wäre?

Nolte: Nein. Die 68er, auch in einem engeren Sinne, als Studenten- und Assistentenbewegung, sind nicht wegzudenken und spielen auch in globaler Perspektive und gerade in Deutschland eine zu wichtige Rolle: als Initialzündung. Aber in vieler Hinsicht haben die deutschen 68er es sich besonders schwermgemacht. Man kann zum Beispiel fragen, wie wichtig die Fixierung auf die universitäre Verfassung und die Demokratisierung der Universität war – ein Thema, das anderswo kaum eine Rolle spielte. Für das heutige Ansehen der 68er war es sehr gut, dass in den 70er Jahren neue soziale Bewegungen kamen. Diese sind zwar ohne die 68er nicht denkbar, aber fanden neue, mehr zukunftsweisende Wege.

fundiert: Inwiefern?

Nolte: Der Protest lief anders ab, als wir es in Berlin in den 60er Jahren erlebt haben. Die Anti-Atombewegung kam auf, und mit der Besetzung eines Bauplatzes für ein geplantes Kraftwerk im baden-württembergischen Wyhl gab es eine andere Form des zivilen Ungehorsams. Dort sind viel breitere Teile der Bevölkerung einbezogen worden als bei den 68ern, die das „Proletariat“ bekanntlich nicht für ihre Revolution begeistern konnten. Dadurch hat sich eine ganz neue Dynamik entfaltet.

fundiert: Haben sich die 68er in ihrem Anspruch verzettelt, haben sie zu viel gewollt?

Krippendorff: Nein, zu wenig. Es ist bedauerlich, dass von Seiten der Hochschullehrer so wenige mit den 68ern sympathisiert haben. An der Freien Universi-



tät haben das ganz wenige als Chance der Erneuerung begriffen. Helmut Gollwitzer und Wilhelm Weischedel etwa, die gemeinsame Vorlesungen hielten und sich engagierten.

fundiert: Hat sich die 68er Bewegung anpassen müssen, um etwas zu erreichen? Wir denken an den Brioni-Anzug von Gerhard Schröder oder Lackschuhe statt Turnschuhen bei Joschka Fischer ...

Nolte: Zum Glück haben sie sich angepasst, sonst wären sie ja nicht von ihren bizarren Revolutions- und Kommunismusphantasien losgekommen! Viele von ihnen haben es geschafft, sich zu wandeln. Es ist bemerkenswert, das zu können und dazuzulernen, zum Beispiel über die Achtung parlamentarischer Regeln. Insofern war es wichtig, dass einige den Weg ins Establishment, auch der Bundesregierung, angetreten und es verändert haben. Nur die wenigsten haben sich in den alten Positionen eingegraben.

fundiert: Demografisch betrachtet gehen die 68er spätestens 2015 in Rente. Was können die nachfolgenden Generationen lernen?

Krippendorff: Es ist ein Stück unerfüllter Traum, der Gedanke einer kritischen, selbstbestimmten Universität. Studentische Selbstbestimmung, Mitbestimmung in Forschung und Lehre. Die Universität als Freiraum, das war damals eine Perspektive, an die darf man sich gern erinnern und die kann es wieder werden.

Nolte: Keine falsche Nostalgie – jedenfalls in unseren Fächern sind Seminare selbst unter „Bologna“ nicht weniger frei, als sie es 1970 oder 1980 waren. Wir operieren heute unter ganz anderen Bedingungen als 1968 – allein, was die Prozentzahl der jungen Leute angeht, die studieren. Letztlich war die Revolte von 1968 weithin eine von Bildungsbürgerkindern, zu einer Zeit, als die Abitur- und Studierquote mit unter zehn Prozent deutlich niedriger lag als heute.

fundiert: Was bleibt als gesellschaftliches Vermächtnis?

Krippendorff: Die Möglichkeit, seinen Zorn zu artikulieren und nicht alles hinzunehmen, so wie es ist. Was heute passiert, ist so unheimlich, von der Freihandelsdiskussion angefangen bis zu ökologischen Katastrophen. Das dürfen wir nicht hinnehmen, wir müssen uns mit allen Möglichkeiten, die wir haben, zur Wehr setzen. Wenn Bundeskanzlerin Angela Merkel offiziell erklärt, Demokratie müsse marktkonform werden, dann sage ich, um Gottes Willen, das ist das Ende der Demokratie.

Nolte: Von den 68ern bleiben eher allgemeinere Impulse, die würde ich ähnlich formulieren wie Sie, Herr Krippendorff: Wachser, demokratischer Bürgergeist, eine Gesellschaft, die kritisch bleibt, in der Protest und Dynamik und auch Zorn dazugehören. Aber auch das, was die 68er zu kurz haben kommen lassen: Bewegung und Protest ist nicht alles; die Freiheit braucht auch Institutionen, die schützenswert sind.





Eine Frage der Haltung

Was bedeutet der „Fall Gurlitt“ für die Provenienzforschung, die Erforschung der Herkunft von Kunstwerken und Kulturgütern? Wozu verpflichtet er? Die Kunsthistorikerin Meike Hoffmann von der Freien Universität ist Expertin für „Entartete Kunst“ und gehört der Taskforce „Schwabinger Kunstfund“ an.

VON CHRISTINE BOLDT

Einen „Star“ nannte sie die FAZ-Journalistin Julia Voss, „die berühmteste Kunsthistorikerin der Republik“. Wenige Tage nach dem Bekanntwerden des Kunstfundes in der Wohnung des Sammlers Cornelius Gurlitt im Münchener Stadtteil Schwabing im November 2013 war Meike Hoffmanns Name in aller Munde. Dabei ist Medienhype der wissenschaftlichen Mitarbeiterin der Forschungsstelle „Entartete Kunst“ der Freien Universität Berlin fremd, ihrem Forschungsauftrag ist er sogar abträglich: „Provenienzforscher müssen diskret sein, anders kann diese Arbeit nicht getan werden“, sagt die promovierte Expertin für nationalsozialistische Kunstpolitik.

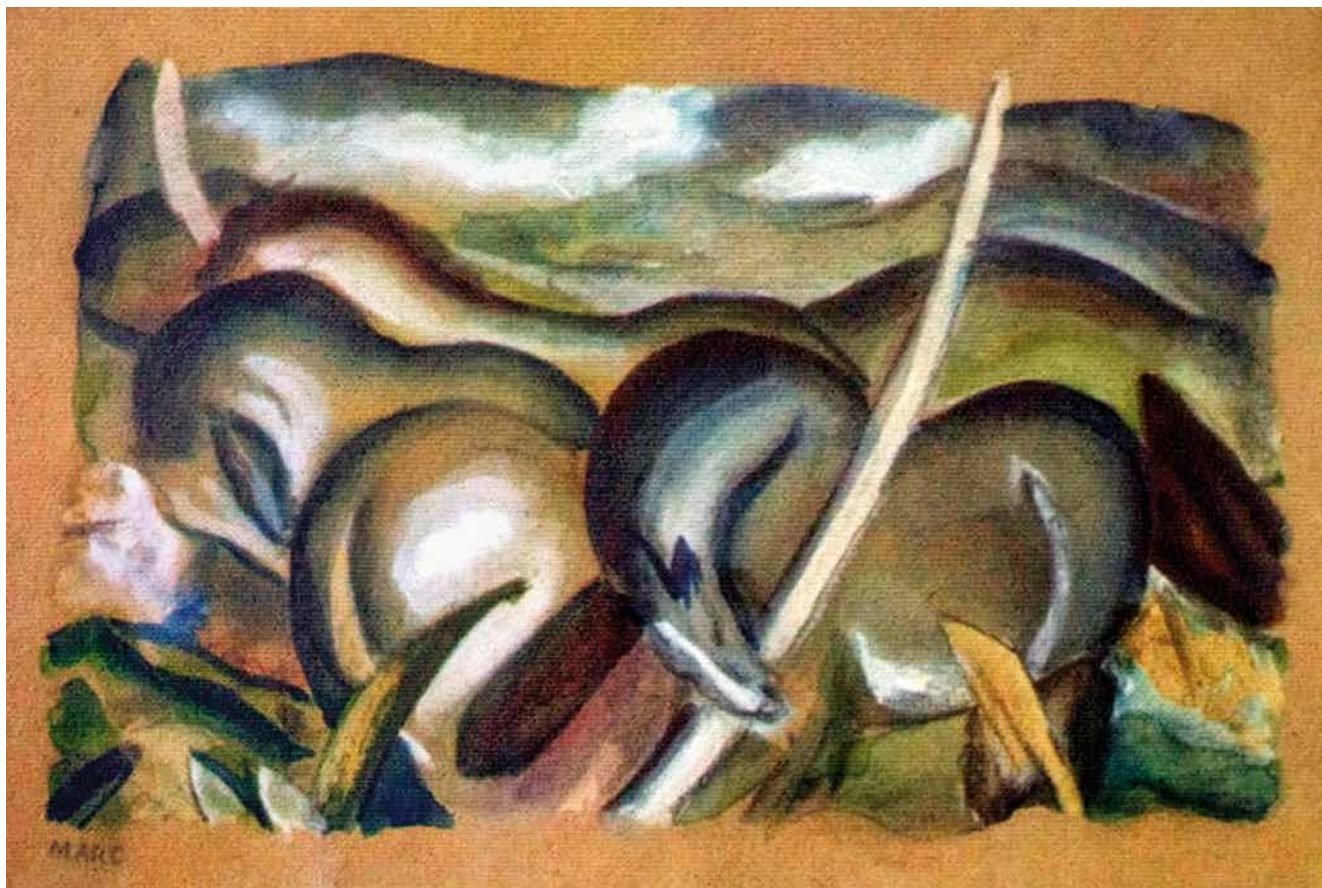
Meike Hoffmann sitzt in ihrem Büro in der Dahlemer Koserstraße. An den Wänden stehen mit Monografien, Akten und Kunstbänden beladene Bücherregale, ein riesiges Poster zeigt den Lebenslauf des Kunsthändlers Bernhard A. Böhmer. Über dessen Nachlass hat Meike Hoffmann eine Monografie herausgegeben, seit geraumer Zeit erforscht sie das Leben Hildebrand Gurlitts. Auch er war in den 1930er Jahren ein namhafter Kunst-

händler und wie seine Kollegen Bernhard A. Böhmer, Ferdinand Möller und Karl Buchholz zur Zeit des Nationalsozialismus mit dem Verkauf beschlagnahmter „Entarteter Kunst“ beauftragt.

Sein Sohn war der Anfang Mai 2014 verstorbene Cornelius Gurlitt. In dessen Münchener Wohnung waren im Frühjahr 2012 insgesamt mehr als 1.200 seit dem Zweiten Weltkrieg verschollen geglaubte Kunstwerke gefunden worden. Damals hatte die Staatsanwaltschaft Augsburg Meike Hoffmann um die Begutachtung des sogenannten Schwabinger Kunstfundes gebeten. Sie sollte prüfen, welche Bilder aus der Sammlung der Nazi-Beschlagnahmeaktion „Entartete Kunst“ stammten, bei der zwischen 1936 und 1941 rund 21.000 Werke moderner Kunst aus öffentlichen Museen entfernt wurden.

Meike Hoffmann arbeitete im Stillen, mit der Diskretion der Provenienzforscherin. Noch wusste die Öffentlichkeit nichts von den Bildern, die wegen eines Steuerermittlungsverfahrens gegen Cornelius Gurlitt vorübergehend konfisziert worden waren. Die Wissenschaftlerin hatte bereits 400 Werke der Sammlung „Entartete Kunst“ zuordnen können, als im November 2013 ein Artikel im Nachrichtenmagazin „Focus“ den Kunstfund öffentlich machte. Plötzlich gab es den „Fall Gurlitt“.

Die Gouache „Pferde in Landschaft“ von Franz Marc (wahrscheinlich von 1911) lag viele Jahre in einer Schwabinger Wohnung im Regal.



Und Meike Hoffmann geriet über Nacht in den Fokus der Medien. Auf einer kurzfristig anberaumten Pressekonferenz der Staatsanwaltschaft Augsburg wurde sie als die einzige für den Fall zuständige Forscherin präsentiert. Eine Rolle, die ihr – ohne Rücksprache – auch von den Medien zugeschrieben wurde. Das führte zu Missverständnissen und heftigen Anfeindungen. „Es war natürlich nie vorgesehen, dass ich das alleine übernehme, und ich war auch nie die Einzige, die informiert war“, sagt sie. Sie sei als Gutachterin für die „Entartete Kunst“ hinzugezogen worden: „Das ist mein Fachgebiet, dazu wurde meine Expertise eingeholt.“

Immer noch ist ihr Unbehagen über den Verlauf der Berichterstattung spürbar. Zwischen Anerkennung für ihre Arbeit und Vorwürfen wegen vermeintlicher Alleingänge schwankten die Urteile, denen sich die Wissenschaftlerin damals ausgesetzt sah. Aufgrund des großen öffentlichen Interesses hätten sich immer wieder Außenstehende geäußert, sagt Hoffmann. Das habe die Geschichte medial aufblühen lassen – und dazu geführt, dass sie sich verselbstständigte. Plötzlich stand die Wissenschaftlerin zwischen den Fronten von Politik, Medien, Justiz und Forschung. „Diese unterschiedlichen Bereiche unter einen Hut zu bekommen, ist nach wie vor eine der anspruchsvollsten Herausfor-

derungen für die Zukunft“, formuliert Meike Hoffmann mit Bedacht. Während die Wissenschaft ein Erkenntnisziel habe und auf Details schaue, um Denkmuster aufzubrechen, würden von der Politik der globale Blick und die Vermittlung allgemeinverbindlicher Definitionen gefordert. Die Medien wiederum reagierten auf tagesaktuelle Diskussionen und beförderten die Meinungsbildung. Auch darin musste sich Hoffmann während der vergangenen Monate üben: ihre Worte sorgfältig zu wägen.

Inzwischen hat der Fall eine weitere Wendung genommen. Nach dem Tod Cornelius Gurlitts Anfang Mai 2014 sorgte sein Testament für Aufregung: Darin hatte er verfügt, sein Erbe an das Kunstmuseum im schweizerischen Bern zu geben. Hier sind Juristen gefragt. Aber auch die Arbeit der Kunsthistoriker geht weiter. Seit ihrer Einrichtung im vergangenen November gehört Meike Hoffmann zur Taskforce „Schwabinger Kunstfund“, einer vom Bund und vom Freistaat Bayern eingesetzten internationalen Gruppe von Forschern, Juristen und Museum-Experten. Sie soll die Herkunft der Werke klären, von denen rund 450 im Verdacht stehen, möglicherweise NS-Raubkunst zu sein.

Die Frage, was der Fall Gurlitt für die Provenienzforschung bedeutet, ist nach wie vor offen. Ist er ein Präzedenzfall? Ein Wendepunkt? Zumindest haben die Schlagzeilen das Thema ins öffentliche Bewusstsein katapultiert. Darauf hat die Politik inzwischen reagiert: Die Bundesmittel für Provenienzforschung wurden von ursprünglich 2,7 Millionen Euro pro Jahr auf 4 Millionen erhöht. Vor allem aber soll eine lange geforderte Einrichtung entstehen, das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste – German Lost Art Foundation, eine bundesweite Dachorganisation aller Forschungseinrichtungen, in denen zur Herkunft von Kunstwerken geforscht wird. Hierzu zählen die 2008 eingerichtete Arbeitsstelle für Provenienzforschung am Institut für Museumsforschung der Staatlichen Museen zu Berlin, die Magdeburger Koordinierungsstelle für Kulturgutverluste und die Forschungsstelle „Entartete Kunst“ an der Freien Universität.

Von diesem neuen Verbund, der 2015 seine Arbeit aufnehmen wird, soll ein Signal auch ins Ausland ausgehen, wo vielfach eine zentrale Anlaufstelle gefordert worden war. Dass es eine solche Einrichtung bisher nicht gab, macht zudem deutlich, wie spät die Provenienzforschung in Deutschland und anderen Ländern in Gang gekommen ist. Das hat verschiedene Gründe. Viele Betroffene waren noch Jahre nach Kriegsende traumatisiert und scheuten davor zurück, vor Gericht Ansprüche auf verlorenes oder geraubtes Eigentum geltend zu machen. Oft war es erst die nächste Generation, die um das Erbe der Eltern und Großeltern kämpfte.

Dr. Meike Hoffmann



Meike Hoffmann ist seit 2006 wissenschaftliche Mitarbeiterin und Projektkoordinatorin der Forschungsstelle „Entartete Kunst“. Davor war sie unter anderem Volontärin und wissenschaftliche Mitarbeiterin im Brücke-Museum Berlin und bis 2006 freischaffende Kunsthistorikerin, Autorin und Ausstellungskuratorin. In ihrer Forschung beschäf-

tigt sie sich mit der Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts (Bildende Kunst, Kunsthandwerk, Architektur), dem deutschen Expressionismus und der Expressionismus-Rezeption, der Ausdruckskunst, der Gestaltpsychologie und den Ästhetischen Theorien der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Der Schwerpunkt ihrer aktuellen Forschungstätigkeit liegt auf der Nationalsozialistischen Kunstpolitik, der Geschichte der „Entarteten Kunst“ sowie dem Kunsthandel im „Dritten Reich“. Im Sommersemester 2011 hat sie das weltweit erste akademische Ausbildungsprogramm zur Provenienzforschung am Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften der Freien Universität etabliert.

Kontakt:

Freie Universität Berlin

Kunsthistorisches Institut, Forschungsstelle „Entartete Kunst“

E-Mail: meikeh@zedat.fu-berlin.de



Doch auch in Politik und Öffentlichkeit fehlte nach der ersten, bereits durch die Alliierten eingeleiteten Rückgabephase lange Zeit das Problembewusstsein.

Erst mit den Washingtoner Prinzipien von 1998 wurden internationale Regelungen für die Rückgabe von Vermögenswerten aus der Zeit des Holocaust getroffen: Deutschland und 43 weitere Staaten verpflichteten sich damals, Raub- und Beutekunst, die den aus rassistischen oder politischen Gründen verfolgten Privatsammlern, die während der Nazizeit emigrieren mussten, abgepresst worden war, ihren Eigentümern zurückzugeben. Eine Verpflichtung, die allerdings allein auf moralischen Prinzipien beruht und rechtlich nicht bindend ist. Und die sich allein an öffentliche Einrichtungen richtet, vor allem an Museen – nicht an Privatpersonen. Dennoch ist vieles inzwischen auch von privaten Eigentümern oder deren Erben zurückgegeben worden. Und auch einzelne Werke aus dem Bereich der „Entarteten Kunst“ fanden in ihre Herkunftsmuseen zurück, aus denen sie damals aus kunsthistorischen Gründen entfernt worden waren und nicht aufgrund rassistischer oder politischer Verfolgung. Was bis heute noch in den Depots der Museen lagert, ist allerdings in vielen Fällen unbekannt.

Als Erinnerungsspeicher besetzen Archive eine Schlüsselstelle für die Forschung. Sie seien in Deutschland lange Zeit stiefmütterlich behandelt worden, sagt Meike Hoffmann. So wurden viele Aktenbestände zum Kunsthandel im Dritten Reich in den Nachkriegsjahren ins Ausland verkauft. Das Getty-Research-Institute in Los Angeles – „eines der Hauptreiseziele für Provenienzforscher“ – besitzt eine große Sammlung, die es derzeit in einer digitalen Datenbank erfasse. Diese Transparenz sei notwendig, sagt Hoffmann, koste aber auch Geld.

Das Systematisieren von Beständen, wozu auch die Herkunftsrecherche von Museumsstücken gehört, das Erstellen von Datenbanken, deren Pflege – all das hat seinen Preis. Ob man ihn bezahlt oder nicht, sei auch eine Frage der Haltung, sagt Meike Hoffmann. Wie Archivgut gepflegt wird, sage etwas aus über die Beziehung einer Gesellschaft zu ihrer Geschichte: „Wenn es dieses Bewusstsein nicht gibt“, sagt die Wissenschaftlerin, „hat das Auswirkungen auf die Forschung in den Archiven.“ Und auf die Erinnerungskultur. Der Fall Gurlitt berührt darum auch grundsätzliche Fragen: Woran wollen wir uns erinnern? Wie pflegen wir das kulturelle Gedächtnis? Wozu verpflichtet uns unsere Geschichte?

Seit 2003 ist die Forschungsstelle „Entartete Kunst“ am Kunsthistorischen Institut der Freien Universität angesiedelt – auf Initiative der privaten Ferdinand-Möller-Stiftung, die bis heute im Wesentlichen die Finanzierung übernimmt. In der Forschungsstelle wird untersucht, welche Wege die während der NS-Zeit aus

den Museen beschlagnahmten Kunstwerke genommen haben. Seit April 2010 werden die Forschungsergebnisse in einer öffentlich zugänglichen Online-Datenbank publiziert. Informationen zu mehr als der Hälfte der ehemals betroffenen 21.000 Werke stehen mittlerweile im Internet zur Verfügung.

Die Grundlage für diese Übersicht hat Andreas Hüneke gelegt, wissenschaftlicher Mitarbeiter und Meike Hoffmanns Kollege am Kunsthistorischen Institut. Ihm sei es gelungen, das zentrale Dokument für die NS-Beschlagnahme zu finden, sagt Meike Hoffmann: „Sein Ausgangspunkt war die Inventarliste mit 16.595 Positionen, die von den Nationalsozialisten von 1938 bis 1941 akribisch geführt wurde. Davon gibt es nur eine uns bekannte vollständige Abschrift: die Harry-Fischer-Liste, die im Victoria-and-Albert-Museum in London

Meike Hoffmann begutachtet den Schwabinger Kunstfund des im Mai 2014 verstorbenen Kunstsammlers Cornelius Gurlitt. In dessen Münchener Wohnung wurden mehr als 1.200 verschollen geglaubte Kunstwerke gefunden.



Bernd Wannenmacher



dpa picture alliance/Quelle: Stephan Rumpf/SZ Photo

Kunstfund in München-Schwabing: Cornelius Gurlitt hatte in seiner Wohnung im 5. Stock (rechts) eines Wohnhauses am Arthur-Kutscher-Platz weit über 1.500 Werke sogenannter „entarteter Kunst“ aus der NS-Zeit gelagert.

aufbewahrt wird.“ Andreas Hüneke konnte die 1997 in London entdeckte Liste als eine Abschrift des Originals identifizieren.

Solche Forschungsergebnisse finden den Weg auch in die Lehre: Seit dem Sommersemester 2011 bietet Meike Hoffmann am Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften der Freien Universität für Bachelorstudierende das Modul Provenienzforschung an; seit dem Wintersemester 2013/2014 ist das Lehrangebot auch für Masterstudierende zugänglich. Das Interesse an der kunsthistorischen Detektivarbeit und der Bedarf an Herkunftsforschern steigen, stellen die Wissenschaftler fest. Auch das hat mit Gurlitt zu tun. Auf Archivarbeit wird im Studium großer Wert gelegt: In jedem Sommersemester können Studierende an quellenkundlichen Workshops in Berliner Archiven teilnehmen: Dort erhalten sie professionelle Anleitung zur Nutzung von Archiven und Arbeit mit Dokumenten. Diese Art der Berufsvorbereitung ist längst keine Selbstverständlichkeit in der Kunsthistoriker-Ausbildung an deutschen Universitäten, wie Meike Hoffmann weiß.

Für die Zukunft der Provenienzforschung, über Gurlitt hinaus, wünscht sich Meike Hoffmann vor allem zweierlei: Sensibilität in der Betrachtung sowie Transparenz der Daten. Wie in den USA müssten auch in Deutschland mehr als bisher Museums- und Archivbestände in digitalen Datenbanken erfasst und öffentlich zugänglich gemacht werden. Nur so könne das notwendige Bewusstsein für die Problematik von Kulturgütern geschaffen werden.

Mit gutem Beispiel ist kürzlich das Münchener Auktionshaus Neumeister vorangegangen: Es lässt derzeit von einem wissenschaftlichen Team der Ludwig-Maximilians-Universität München die Geschichte seiner Vorgängerinstitution, dem Kunstversteigerungshaus Adolf Weinmüller, aufarbeiten. In diesem Zusammenhang werden die Auktionskataloge von 1936 bis 1945 digitalisiert. Weinmüller handelte zur Zeit des Nationalsozialismus nachweislich mit beschlagnahmten Kunstgegenständen. Gleichzeitig stand er in Kontakt mit jüdischen Kunsthändlern und beschäftigte in seinem Unternehmen eine jüdische Kunsthistorikerin, die zur damaligen Zeit sonst kaum eine Anstellung gefunden hätte.

Beide „Fälle“ – Weinmüller und Gurlitt – zeigen, wie wichtig ein differenzierter Blick ist. Kunsthändler waren Schlüsselfiguren, bei denen die Fäden zusammenliefen, sagt Hoffmann. Sie haben während des Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit gehandelt und verkauft, getauscht – vielleicht getäuscht. Sie hatten sowohl mit „Entarteter Kunst“ zu tun als auch mit Werken aus den besetzten Gebieten und hatten ganz unterschiedliche Handelsprofile und -interessen. Mit Schwarz-Weiß-Malerei, der schablonenhaften Einteilung in Täter und Opfer, komme man, davon ist Hoffmann überzeugt, nicht weiter.

Hildebrand Gurlitt ist einer von vier Kunsthändlern, den die Nationalsozialisten zur Verwertung „Entarteter Kunst“ herangezogen hatten. Er ist der Einzige, zu dem eine Veröffentlichung noch aussteht. Meike Hoffmann arbeitet daran.



DIE DDR
HAT ES
GEGEBE

Alte Mauern, tiefe Gräben

Zum 25. Mal jährt sich der Mauerfall in diesem Jahr.
Am Forschungsverbund SED-Staat erforschen Wissenschaftler die Geschichte der
DDR und den langwierigen Prozess der Wiedervereinigung

VIE
N



VON SVEN LEBORT

Ob Trabbi oder Sandmännchen: Das Phänomen Ostalgie gibt es in Deutschland seit Jahren. Was vor 1989 noch belächelt wurde, hat plötzlich sogar bei Wessis Kultstatus. Auch Kita und Impfpflicht finden immer mehr Fürsprecher. Wie sich die Wahrnehmung der DDR in der Bevölkerung über die Jahre gewandelt hat, ist nur einer der Schwerpunkte am Forschungsverbund SED-Staat der Freien Universität Berlin. Auch Ereignisse und Strukturen aus DDR-Zeiten, die rund ein Vierteljahrhundert nach dem Mauerfall noch im Verborgenen liegen, fördern sie durch ihre Recherchen zutage.

„Wende“ – das ist ein Begriff, mit dem sich Klaus Schroeder nicht anfreunden kann. Nein, er hält ihn sogar für grundfalsch als Bezeichnung für die Geschehnisse im Herbst 1989 in der DDR und für alles, was bis hin zur Wiedervereinigung folgte. Der Leiter des Forschungsverbundes SED-Staat und Professor für Politikwissenschaft und Zeitgeschichte an der Freien Universität Berlin sieht in der Prägung des Begriffs vielmehr die späte Rache des letzten SED-Generalsekretärs. Nicht nur, weil sich der Begriff bis heute gehalten hat – in den Medien, in den Geschichtsbüchern, in den Köpfen:

„Egon Krenz, der den Begriff zwar nicht erfand, aber benutzte, wollte damit ausdrücken, dass es die SED, das Politbüro und er selbst es waren, die eine Wende zum Guten eingeleitet haben“, sagt Schroeder. Ein geschickter politischer Schachzug mit Langzeitwirkung.

Zutreffend sei die Bezeichnung dennoch nicht. Die DDR sei zusammengebrochen – auf dramatische Art und Weise. Der Weg in die Wiedervereinigung erfolgte nach Ansicht des Historikers zwangsläufig: Das Land war schon im Frühjahr 1989 pleite. Die BRD musste bereits zu diesem Zeitpunkt Geld beisteuern, damit Löhne und Renten gezahlt werden konnten. „Die DDR war auf dem Weg in die Anarchie, im negativen Sinne“, sagt Schroeder. Deshalb musste auch die Wiedervereinigung schneller kommen als ursprünglich erwartet, es hätte sonst politisch-gesellschaftliches Chaos gedroht.

Wieso sich der Begriff „Wende“ dann trotzdem durchgesetzt hat? Klaus Schroeder hält kurz inne. Darüber lasse sich nur spekulieren, sagt er dann. Die Bürgerrechtler der DDR sprechen weiterhin aus ihrer Sicht zu Recht von der „friedlichen Revolution“; „Wende“ sei eine vermeintlich neutrale Alternative gewesen.

Schroeder stößt auch der Begriff „ehemalige DDR“ sauer auf. „Wieso ehemalig?“, fragt er. „Es gab sie doch wirklich! Mit dem zusätzlichen Adjektiv klingt es nach einer nachträglichen Auslöschung.“ Unverständlich für

Bis heute wird die DDR von einigen verklärt. Studien mit Schülern zeigen, dass sich dieses verklärte Bild mittlerweile in die nächste Generation weitervererbt hat.



Isackphoto.com, Kerrick

Sie wollen fundiert informiert sein?



Dann ist das Wissenschaftsmagazin **fundiert** genau das Richtige für Sie. Zwei Mal im Jahr informieren wir Sie **fundiert**, interdisziplinär, vor allem aber allgemeinverständlich über ein aktuelles Forschungsthema, das die Gesellschaft bewegt. Wissenschaft aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu betrachten, neue Perspektiven aufzuzeigen und Traditionslinien erkennbar werden zu lassen – das ist unser Ziel für **fundiert**. In Zeiten knapper Kassen können Sie uns mit einer Spende helfen, **fundiert** auch künftig auf dem gleichen Niveau anzubieten. Ihre Hilfe ist uns willkommen – natürlich steuerlich abzugsfähig. Herzlichen Dank.

Die Redaktion



SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

IBAN des Auftraggebers

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)

Ernst-Reuter-Gesellschaft

IBAN

DE 98 1005 0000 1010 0101 11

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

BELADEBEXX

Ernst-Reuter-Gesellschaft

Betrag: Euro, Cent

Spenden-/Mitgliedsnummer oder Name des Spenders: (max. 27 Stellen)

Spende fundiert-Magazin

ggf. Stichwort

PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

20

Datum

Unterschrift(en)

Beleg/Quittung für den Kontoinhaber

Empfänger

Ernst-Reuter-Gesellschaft

IBAN: DE98 1005 0000 1010 0101 11

BIC: BELADEBEXX

Betrag: EUR, Ct.

Verwendungszweck

Spende fundiert Mag.

Datum

Name

Straße

Ort

SPENDE

Die ausgefüllte Einzugsermächtigung senden Sie bitte an die Ernst-Reuter-Gesellschaft e.V.
Kaiserswerther Straße 16 – 18, 14195 Berlin oder per Fax an 030 – 838 73442.

Einzugsermächtigung

Ich ermächtige die Ernst-Reuter-Gesellschaft widerruflich, einmal jährlich eine Spende von dem unten genannten Konto im Lastschriftverfahren abzubuchen. Die Bedingungen der Teilnahme am Lastschriftverfahren erkenne ich an.

Betrag: _____

Verwendungszweck: **fundiert**-Spende

Name, Vorname, Firma: _____

Adresse: _____

E-Mail: _____

Name des Geldinstituts: _____

Bankleitzahl / BIC: _____

Kontonummer / IBAN: _____

Datum, Unterschrift des Kontoinhabers: **X** _____



Kennen Sie die Ernst-Reuter-Gesellschaft?

Immer wieder hat sich Ernst Reuter während seiner Amtszeit als Regierender Bürgermeister von Berlin für die Gründung einer FU-Fördergesellschaft eingesetzt. Sein Wunsch wurde nach seinem Tod am 29. September 1953 als Vermächtnis verstanden, und am 27. Januar 1954 wurde die Ernst-Reuter-Gesellschaft (ERG) gegründet. Die ERG unterstützt und fördert die Freie Universität Berlin ideell und materiell, um sie als Ort geistiger Auseinandersetzung, demokratischer Kultur und innovativer Ideen zu erhalten und auszubauen. Die ERG ist als gemeinnütziger Verein anerkannt. Spenden an die ERG sind steuerlich absetzbar.

Mehr über die Aktivitäten der ERG und ein Antragsformular für die Mitgliedschaft finden Sie im aktuellen **wir**-Magazin und im Internet unter www.fu-berlin.de/erg.

Herzlichen Dank!

Sie unterstützen mit Ihrer Spende die Freie Universität Berlin.

Nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I in 14057 Berlin (Steuer-Nr. 27/664/55368) vom 08. November 2012 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG sind wir von der Körperschaftsteuer befreit und als gemeinnützig anerkannt.

Ihre Spende ist steuerabzugsfähig. Dieser Abschnitt dient in Verbindung mit dem Kontoauszug bis 100,00 EUR als Spendenquittung.

Auf Wunsch stellen wir gerne eine separate Spendenbestätigung aus.

ERNST-REUTER-GESELLSCHAFT
der Freunde, Förderer & Ehemaligen
DER FREIEN UNIVERSITÄT BERLIN E.V.



Prof. Dr. Klaus Schroeder



Klaus Schroeder ist Professor am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin sowie Wissenschaftlicher Leiter und Mitbegründer des Forschungsverbundes SED-Staat. In seiner Forschung beschäftigt er sich vor allem mit der Deutschen Teilungsgeschichte, der Geschichte der DDR, dem Wiedervereinigungsprozess, Extremismus und Sozialstaat. Für

fundiert war er somit der richtige Ansprechpartner, als es unter anderem um die Frage ging, warum für Klaus Schroeder die Wende eigentlich gar keine war, sondern ein Zusammenbruch und eine friedliche Revolution.

Kontakt:

Freie Universität Berlin

Forschungsverbund SED-Staat

E-Mail: kschroe@zedat.fu-berlin.de

Dr. Jochen Staadt



Jochen Staadt ist Germanist, Politikwissenschaftler und Projektleiter des Forschungsverbundes SED-Staat an der Freien Universität. Für fundiert konnte er erläutern, warum der Mauerfall ohne die Umbrüche in Polen und Ungarn kaum möglich gewesen wären. Jochen Staadt ist unter anderem Redaktionsmitglied der Zeitschrift des Forschungsverbundes

SED-Staat und er forscht neben vielen Themen auch zu den Opfern des DDR-Grenzregimes.

Kontakt:

Freie Universität Berlin

Forschungsverbund SED-Staat

E-Mail: j.staadt@fu-berlin.de

Schroeder, fielen dem Regime doch auch mehr als 1.000 Menschen an der innerdeutschen Grenze zum Opfer. Etwa 200.000 Personen waren aus politischen Gründen inhaftiert. Während im Berliner Stadtbild Denkmale und Kreuze an die Mauer-Toten erinnern, ist die Zahl der Opfer entlang der innerdeutschen Grenze bislang nicht im Detail bekannt. Die Forscher sind in einem aktuellen Projekt dabei, die Fälle zu untersuchen und biografisch zu erfassen. Unterstützt werden sie dabei vom Bund und den Ländern Sachsen-Anhalt, Niedersachsen und Hessen.

Was hat die Wiedervereinigung gekostet?

Vor wenigen Monaten war Klaus Schroeder mit einem anderen Thema in den Schlagzeilen: Was hat die Wiedervereinigung gekostet? Dem gesellschaftlichen Mainstream entsprechen seine Thesen nicht immer. Das weiß er – und ist damit zumindest in der medialen Welt eine umstrittene Figur. Journalisten rufen ihn gern an, wenn sie einen kritischen Kommentar zur DDR-Geschichte oder Fakten zum Wiedervereinigungsprozess benötigen. Der Aufschrei vieler Menschen in Ostdeutschland lässt dann in der Regel nicht lange auf sich warten. Etwa, wenn Schroeder konstatiert, in vielen ostdeutschen Köpfen habe diese „Wende“ noch nicht vollständig stattgefunden.

Viele würden die DDR heute immer noch verklärt sehen und seien noch nicht im gesellschaftlichen und politischen System Deutschlands angekommen. Oder wenn er in Studien mit Schülern zeigt, dass sich dieses verklärte Bild mittlerweile in die nächste Generation weitervererbt hat.

Doch diese Reaktionen hält er aus: als Wissenschaftler, der mit Fakten dagegenhält. „Vielen Ostdeutschen ist das politische System dieses Landes nach wie vor fremd. Jahr für Jahr sehen sie die DDR positiver, sie hatte noch nie so viele Anhänger wie heute“, sagt er und setzt ein feines Lächeln auf. Was nicht bedeute, dass eine breite Mehrheit der Ostdeutschen je in die reale DDR zurückwolle. Aber es gibt seinen Befragungen zufolge eine DDR „der Herzen“, eine sozial verklärte DDR, an die die positiven Erinnerungen überwiegen. Wer daran rühre, der gelte schnell als jemand, der nur das Schlechte sehe. So werde etwa das Recht auf Arbeit gelobt, das es im SED-Staat gab, aber die gleichzeitige Pflicht zur Arbeit verschwiegen.

Doch was macht die DDR derart unantastbar? Liegt es daran, dass die Menschen in der DDR gelebt, geliebt, geweint, dass sie geküsst und getrauert haben? Muss sich da nicht Widerstand regen, wenn ein Wissenschaftler mit seiner Kritik auch ihre Biografien vermeintlich entwertet? Nein, sagt Schroeder entschieden. In allen Diktaturen werde gelebt, geliebt und geweint, doch das



rechtfertige Diktaturen noch lange nicht. Man müsse nach dem großen Philosophen Habermas System und Lebenswelt trennen.

Das politische Strafrecht sei willkürlich gewesen, und damit war die DDR für Schroeder im Kern ein Unrechtsstaat. Nur gelinge diese Trennung vielen Menschen nicht – sie beziehen den Begriff auch auf die Gesellschaft und lehnen ihn daher ab. Damit seien die Ostdeutschen nicht allein: „Viele Westdeutsche denken genau umgekehrt: Sie halten den Gewinn des Wettbewerbs zwischen den Systemen für ihren eigenen Verdienst und blicken deshalb etwas von oben herab oder gar mitleidig auf Ostdeutsche.“

Auch aus diesem Grund sei eine latente Spannung zwischen Ost und West bis heute in Teilen erhalten. Für einige Forscher ist der Graben in den vergangenen Jahren sogar eher breiter als enger geworden. Dennoch sehen sie Grund zur Hoffnung: 15 bis 20 Jahre werde es noch dauern, bis Ost und West nur noch Himmelsrichtungen sind und das Nord-Süd-Gefälle in Deutschland ein emotionaleres Thema ist als das geteilte Deutschland, schätzt Jochen Staadt, Projektleiter beim Forschungsverbund. Bis dahin hätten auch nachfolgende Generationen die DDR-Sozialisation überwunden.

Was die Zeit der „Wende“ wirklich gebracht hat, darin sind sich die beiden Wissenschaftler einig: Sie habe gezeigt, dass ein Umbruch auch friedlich ablaufen kann. So ließ etwa die Sowjetunion ihre Truppen in den Kasernen, als die Menschen auf die Straßen gingen. „Mit der

Aussage von Michail Gorbatschow, dass man nicht eingreifen werde, war über Nacht die gesamte, künstliche Stabilität dahin.“ Andere Aspekte sehen Schroeder und Staadt im Vergleich eher als „Nägel am Sarg“ des untergehenden Staates: den erloschenen Glauben an die Zukunft des real existierenden Sozialismus etwa, die darniederliegende Wirtschaft, den Freiheitswillen der Bürger und das Rumoren im ganzen Ostblock. „Von der europäischen Einigung im Westen ging ein starker Sog aus. In Polen war eine nichtkommunistische Regierung gewählt worden, Ungarn war auf dem Weg aus dem Ostblock heraus dem Internationalen Währungsfonds beigetreten“, sagt Jochen Staadt.

Die Rolle der westdeutschen Medien wollen die Wissenschaftler dabei nicht überbewertet wissen. Die These liege zwar nahe, dass die DDR-Bürger auf die Straßen gingen, weil das relativ weit verbreitete Westfernsehen und -radio den Wunsch nach Freiheit und Konsum angeregt habe. Doch dagegen spricht laut Schroeder und Staadt, dass die Wiege des Umbruchs im Ostblock eher in Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei lag als ausgerechnet in der DDR. Männer wie Václav Havel in der Tschechoslowakei träumten längst von einer Zivilgesellschaft nach westlichem Muster, ebenso die Polen, während die DDR-Opposition überwiegend einen reformierten, demokratischen Sozialismus und mehr Ökologie verlangten. Doch dafür war die Mehrheit ihrer Landsleute nicht wirklich zu haben: Sie wollten kein neues sozialistisches Experiment, sondern wünschten

Bundeskanzler Helmut Kohl, auf dem Bild während der Mitternachtszeremonie zum Tag der Einheit in der Nacht vom 2. zum 3. Oktober 1990, hatte die Zeichen der Zeit erkannt: Die Mehrheit der Menschen in der DDR wollte kein neues sozialistisches Experiment, sondern eine Vereinigung mit Westdeutschland.



Bundesregierung/Christian Stutterheim



Die Ostdeutschen wollten leben wie die Westdeutschen, aber kaum ein Westdeutscher wollte leben wie die Ostdeutschen.

einen schnellstmöglichen Anschluss an Westdeutschland. Der damalige Kanzler Helmut Kohl habe das begriffen und trotz berechtigter Warnungen von Ökonomen dafür den Weg bereitet.

Und was bleibt heute von der DDR? Nur der grüne Pfeil an der Ampel, der das Rechtsabbiegen bei Rot erlaubt? Viele Ost-, aber auch Westdeutsche werden nicht müde zu betonen, dass es einiges mehr gegeben habe, das zu prüfen und zu übernehmen sich gelohnt hätte – vom Schulsystem über die medizinische Versorgung bis zu sozialen Einrichtungen. Klaus Schroeder widerspricht: „Ich glaube, man konnte damals nicht mehr übernehmen. Die Ostdeutschen wollten leben wie die Westdeutschen, aber kaum ein Westdeutscher wollte leben wie die Ostdeutschen“, sagt er. Zwar habe das medizinische System durchaus gute Seiten gehabt, wie etwa die Impfpflicht oder generell die Prävention. Aber um entsprechende Einrichtungen flächendeckend zu tragen, hätte die westdeutsche Medizin verstaatlicht werden müssen. Auch die Kitas hätten jenseits der ideologischen Dimension aufgrund ihrer flächendeckenden Verbreitung natürlich Vorbildfunktion gehabt. Aber die Strukturen ließen sich im Westen eben nicht von heute auf morgen umsetzen. Nach und nach akzeptiert worden sei aber das Konzept der Polikliniken: Es hat in den heutigen Ärztehäusern eine Entsprechung gefunden.

Erst nach Jahrzehnten findet nun also langsam zusammen, was zusammen gehört. Zu lange hatte die von der Sowjetunion und der SED gewollte Trennung gedauert. Auch in der Bildung. Das hat der Forschungsverbund in den vergangenen Jahren unter anderem anhand von Zeitzeugenberichten aus den Reihen ehemaliger Studierender der Freien Universität dokumentiert: Diese erlebten das Auseinanderdriften beider Staaten in den Jahren vor dem Mauerbau unmittelbar mit.

Die Universität spielte schließlich eine besondere Rolle in all den Wirren: Nicht nur, dass sie seit 1948 als Gegenstück zur damals zunehmend kommunistisch geprägten Humboldt-Universität gegründet wurde, es studierten auch sehr viele Studenten aus dem Ostteil der Stadt in Dahlem. In den fünfziger Jahren, als die Mauer noch nicht stand, aber die Sektorengrenzen schon schwerer zu passieren waren, stellten die Ostberliner noch ein Drittel der Studierenden an der Hochschule. Mit dem Mauerbau waren sie plötzlich abgeschnitten und vom Studium ausgeschlossen. Doch längst hatten sich Freundschaften gebildet, und so halfen viele Kommilitonen ihren Mitstudierenden bei der Flucht nach West-Berlin, erläutert Jochen Staadt.

Die Bespitzelung reichte bis ins Privatleben

In einem weiteren Projekt haben die Forscher im Frühjahr den Einfluss des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) auf die Westberliner Polizei untersucht: Die Polizei zählte demnach zu der am intensivsten bewachten Berufsgruppe im freien Teil der Stadt. Als „Stasi-Streetview“ bezeichnen die Wissenschaftler die bis ins Private hineinreichende Überwachung von mehr als 16.000 Beamten – etwa 80 Prozent der damaligen Beschäftigten im Polizeidienst. Bereits in den frühen siebziger Jahren habe das MfS über eine umfassende Personalkartei der Westberliner Polizei verfügt, so das Ergebnis von Schroeder und Staadt. Demnach gelang es der Stasi sogar, in das polizeiliche Informationssystem einzudringen und dort eigene Abfragen einzuspeisen. Mit welchem Zweck? „Die genaue Kenntnis des Personals, der Gebäude und der Ausrüstung der West-Berliner Polizei blieben für eine Stunde X von Bedeutung, falls WestBerlin in die Verfügungsgewalt der Sowjetunion und der DDR geraten würde“, erläutert Schroeder. Besatzungspläne des MfS wurden mit der Nationalen Volksarmee und der Volkspolizei bis in die späten achtziger Jahre immer wieder auf den neuesten Stand gebracht.

Nicht selten gilt der Forschungsverbund SED-Staat heute als Feind der sozialistischen Diktatur und der Ostalgie. Pauschal für alle ihre Wissenschaftler gilt dieses Bild aber nicht, betont Jochen Staadt. Die eigene Vergangenheit der Forscher beeinflusse durchaus, wie hart sie mit der DDR ins Gericht gehen: Während die Westdeutschen eher vorsichtig Missstände bemängelten, seien aus dem Osten geflohene Kollegen oftmals unnachgiebige DDR-Kritiker. Manche konnten erst durch die Wende Abitur und Studium nachholen, die Welt sehen und frei forschen, ergänzt Schroeder – und da hat der Leiter des Forschungsverbunds dann doch einmal „Wende“ gesagt. Die Anführungszeichen allerdings, die spricht er immer mit.





Die Heilung in Gedanken

Meditation hält Einzug in die Schulmedizin, dank einer Vielzahl neuer neurowissenschaftlicher Untersuchungen. Forscher und Forscherinnen am Cluster „Languages of Emotion“ der Freien Universität Berlin versuchen herauszufinden, wie Meditation bei Depressionen wirkt – und wie sie Betroffene vor Rückfällen schützt.



VON JULIA RUDORF

Oft geht es um komplizierte Frau-Mann-Beziehungen, meistens um verworrene Familienkonstellationen, Sex und soziales Auf und Ab. Und immer auch um Depressionen. Wie ein grauer Faden durchziehen sie nicht nur Woody Allens Filme, sondern auch das Leben des Regisseurs und Schauspielers.

Aus seiner depressiven Neigung machte der mehrfache Oscar-Preisträger nie ein Geheimnis. Er denke täglich über den fehlenden Sinn seines Lebens nach und rechne stets mit dem Schlimmsten, sagte er einmal. Er fühle sich, als köchle er „beständig auf einer kleinflammigen Depression dahin“. Wenig verwunderlich also, dass bei der Erforschung von Depressionen und ihren Entstehungsbedingungen Anfang der Neunziger bald von einem „Woody-Allen-Gen“ die Rede war.

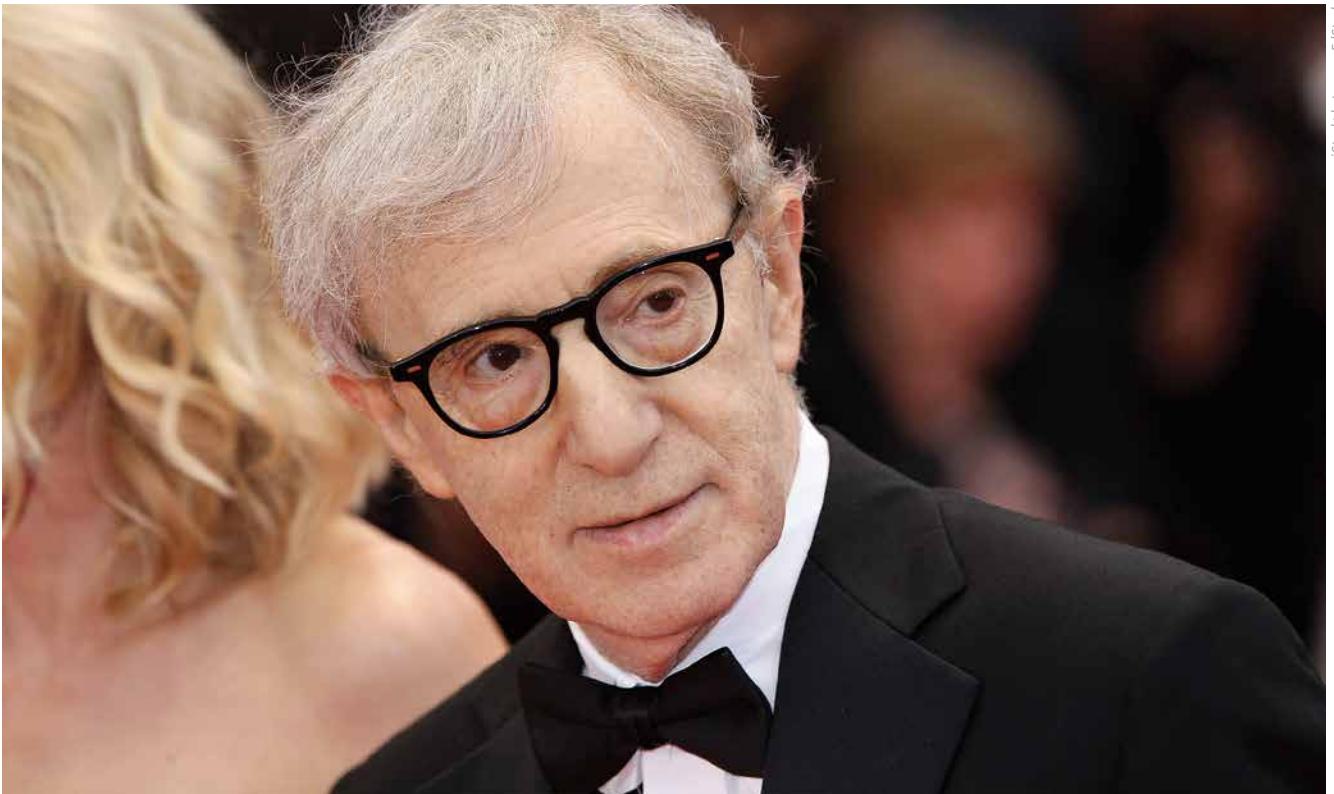
Mit Genen beschäftigt sich der Psychologe Thorsten Barnhofer nicht. Sondern mit der Rolle, die unser Gehirn bei der Entstehung von Depressionen spielt. Am Exzellenzcluster „Languages of Emotion“ der Freien Universität Berlin erforscht der Wissenschaftler, wie die eigenen Denkprozesse den Verlauf der Krankheit beeinflussen. Denn bei Depressionen sei vor allem die

Frage entscheidend, ob die Krankheit einmalig auftritt oder wiederkommt. Epidemiologische Studien aus den USA etwa zeigten, dass jede Depression einen späteren Rückfall wahrscheinlicher macht. „Schätzungen gehen davon aus, dass schon nach drei depressiven Episoden das Risiko eines Rückfalls über 80 Prozent liegt“, sagt Thorsten Barnhofer.

Machen Depressionen also erst recht depressiv? Tatsächlich verändern sich die Auslösemechanismen bei Depressionen mit der Zeit. Während Patienten das erste Auftreten einer Depression noch mit einer Trennung, dem Verlust von Angehörigen oder einem anderen belastenden Ereignis in Verbindung bringen, ist der Auslöser bei Rückfällen längst nicht so klar erkennbar. Wer einmal in den Strudel depressiver Gedanken geraten ist, erlebt dann scheinbar grundlos wieder die Gefühle von Trauer, Niedergeschlagenheit oder Antriebslosigkeit, die typisch für eine Depression sind.

„Am besten lässt sich das mit Lernprozessen erklären“, sagt Thorsten Barnhofer. Je öfter das Gehirn etwa negative Denkmuster abspult, umso schneller würden sie zur Gewohnheit. Wer also wie Woody Allen täglich grübelt und seinen negativen Gedanken nachhängt, schaltet auch schneller um in eine schwere Depression. Wie ein Autopilot, der nur ein Programm beherrscht: Den seelischen Sinkflug.

Aus seiner depressiven Neigung machte der mehrfache Oscar-Preisträger Woody Allen nie ein Geheimnis. Er fühle sich, als köchle er „beständig auf einer kleinflammigen Depression dahin“, sagte der Schauspieler.



iStockphoto.com, EdStock



Stipendiat Rolish Singh Phougeishangbam sammelt Daten zum Zusammenhang von Bientanz und elektromagnetischen Feldern.

Foto: Mirko Lux

Männer, die auf Bienen starren

Der indische Biologiestudent Rolish Singh Phougeishangbam macht im Rahmen des INSPIRE-Programms ein Praktikum an der Freien Universität

Das INSPIRE-Programm (Innovation in Science Pursuit for Inspired Research) des indischen Ministeriums für Wissenschaft und Technologie vergibt jährlich fünf Forschungspraktika an herausragende Stipendiaten. Einer von ihnen ist Rolish Singh aus Delhi. Er ist seit Juli Stipendiat an der Freien Universität und in der Arbeitsgruppe von Neurobiologie-Professor Randolph Menzel beschäftigt.

[Lesen Sie weiter »](#)

GASTHÖRERCARD

DAS BERLINER SEMESTERTICKET

FÜR BILDUNGSERLEBNIS UND KUNSTGENUSS

CLASSIC // LERNEN MIT JUNGEN STUDIERENDEN // AUSGEWÄHLTE LEHRVERANSTALTUNGEN // VON ALTERTUMSKUNDE BIS ZOOLOGIE

ART // KUNSTGESCHICHTE, PHILOSOPHIE, LITERATUR, MUSIK, THEATER UND REISEN // EXKLUSIV FÜR GASTHÖRER/INNEN

WEITERBILDUNGSZENTRUM DER FREIEN UNIVERSITÄT BERLIN
TEL: 030 / 838 514 24 // WWW.FU-BERLIN.DE/GASTHOERERCARD



Freie Universität



Berlin

Um dieses Programm gleichsam umzuschreiben und das Rückfallrisiko zu reduzieren, untersuchen Barnhofer und sein Team am „Dahlem Institute for Neuroimaging of Emotion“ jetzt die Effekte eines Trainings in Achtsamkeitsmeditation. Die Forschung zu dieser Art der kognitiven Therapie erlebt in den USA und in Großbritannien seit etwa zehn Jahren einen Boom. Barnhofer forschte zuletzt in Oxford am Lehrstuhl für Psychiatrie bei Professor Mark Williams, einem der Begründer der Achtsamkeitsbasierten Kognitiven Therapie, kurz MBCT. Dabei geht es vor allem darum, die eigenen Denkprozesse zunächst achtsam und ohne Wertung zu beobachten. Und selbst zu erkennen, wann die Gedanken in grundloses Grübeln abdriften. Um dann, im nächsten Schritt, bewusst aus dem Gedankenkarussell auszusteigen.

Die Übungen trainieren eine aufmerksame Haltung, die auf die Gegenwart gerichtet ist – und nicht auf Vergangenheit oder Zukunft. Wie bei jeder Form der Meditation macht auch bei MBCT erst Übung den Meister. Denn der „mentale Muskel“ wachse erst durch gewisse Regelmäßigkeit und Ausdauer, sagt Barnhofer. Etwa eine Stunde täglich müssten Programmteilnehmer täglich trainieren, bis das Gehirn seine alten Denkmuster Stück für Stück durch neue ersetze.

Dass sich der Aufwand lohnt und das Verfahren wirksam ist, belegen mittlerweile viele Studien. Wissenschaftliches Aufsehen erregten vor allem die anglo-amerikanischen Forschungsergebnisse, die in den Jahren 2000 und 2004 veröffentlicht wurden, unter anderem im renommierten *Journal of Consulting and Clinical Psychology*. Mit dem mehrwöchigen Meditationsprogramm konnten die Studienteilnehmer mit Depressionen ihr Rückfallrisiko beinahe halbieren.

Mittlerweile hat MBCT als Therapie in einigen Ländern einen Siegeszug angetreten. Vor allem im streng durchkalkulierten, evidenzbasierten Gesundheitssystem Großbritanniens gelten achtsamkeitsbasierte Verfahren als große Hoffnung im Kampf gegen psychische Erkrankungen, sagt Barnhofer. Schließlich könne das vergleichsweise kostengünstige Verfahren nicht nur bei Depressionen eingesetzt werden. Auch bei Angst, Stress, ADHS und Schmerzen zeigten Studien gute Erfolge. „Es ist eine der größten wissenschaftlichen Erfolgsgeschichten der letzten zwanzig Jahre“, sagt Barnhofer.

Die Studie, die Thorsten Barnhofer mit seinem Team jetzt an der Freien Universität durchführt, soll zu einen Teil der großen Frage beantworten, warum Meditation offenbar dort Erfolg hat, wo Psychopharmaka und andere Therapieformen versagen. Dazu wurden Patienten mit Depressionen gesucht, die an einem 14-tägigen Training in Achtsamkeitsmeditation teilnahmen. Vor und nach dem Programm wurden ihre Denkprozesse und ihre Fähigkeit zur Aufmerksamkeit genau untersucht – unter anderem mit Fragebögen, Reaktionstests oder funktioneller Magnetresonanztomographie (fMRT). Die Bilder, die das Gerät liefert, zeigten zum Beispiel, welche Bereiche des Gehirns im Ruhezustand besonders aktiv sind. Sie geben Aufschluss über automatische Prozesse wie das Wandern des Geistes oder das Abgleiten ins Grübeln, von Fachleuten auch Rumination genannt.

Die Berliner Wissenschaftler interessieren sich speziell für die allerersten Veränderungen, die die Achtsamkeitsmeditation im Gehirn bewirkt – und wo sie ansetzen. Auf den Bildern aus dem fMRT analysieren die Forscher deshalb vor allem Hirnareale, die bei der Entstehung von Depressionen eine Rolle zu spielen scheinen. Im Blick haben sie etwa eine Region, in der unser sogenanntes Konfliktmonitoring abläuft: den anterioren cingulären Kortex (ACC). Er dient als wichtige Vermittlungsstation zwischen sensorischen und regulatorischen Prozessen. Verarbeitet werden hier zum Beispiel unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten, aber auch die Diskrepanz zwischen dem, was ist und dem, was sein soll. „Schon nach wenigen Stunden Training in Achtsamkeitsmeditation kann man in diesem Areal veränderte Muster erkennen“, sagt Barnhofer.

Die Ergebnisse der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Studie sollen 2015 publiziert werden. Bis die Achtsamkeitsforschung in Deutschland ähnliche Aufmerksamkeit genießt wie in Großbritannien oder den USA, wird es sicher noch länger dauern. Thorsten Barnhofer ist jedoch überzeugt, dass auch in Deutschland das Potenzial von Achtsamkeitstrainings in Forschung und Anwendung entdeckt werden wird. Auch dabei geht es schließlich um Denkmuster. Und die können sich ändern. Mit der Zeit.

Dr. Thorsten Barnhofer



Acht Jahre lang arbeitete Dr. Thorsten Barnhofer in Oxford am Department of Psychiatry an der klinischen Erforschung der Mindfulness-Based Cognitive Therapy (MBCT). Zuletzt forschte er zu Achtsamkeits-basierten Verfahren am Institute of Psychiatry des Londoner King's College. Als Heisenberg-Stipendiat arbeitet er nun am Dahlem Institute for Neuroimaging of Emotion der Freien Universität Berlin zu Achtsamkeits-basierten Verfahren in der Behandlung emotionaler Störungen.

Kontakt:

Freie Universität Berlin

Forschungszentrum Languages of Emotion

E-Mail: thorsten.barnhofer@fu-berlin.de



Die Gewalt ohne Grund

Warum werden Schüler zu Tätern? Im Rahmen des Projektes TARGET untersuchen
Wissenschaftler der Freien Universität Taten und Biografien von Amokläufern



VON SVEN LEBORT

Wann immer von einem Schulamoklauf die Rede ist, entstehen im Kopf die gleichen Bilder vom Täter: Ein junger Mann, der vorher als unauffällig bis zurückgezogen galt. Ein Einzelgänger und vielleicht das Opfer von Hänseleien oder empfundener Ungerechtigkeit durch Lehrer, der irgendwann und scheinbar ohne Vorwarnung explodiert. Das ist nicht ganz falsch, aber auch nicht ganz richtig. Es ist das medial vermittelte Bild – das Bild jener Amokläufe, die besonders grausam waren, besonders viele Opfer forderten, besonders schrecklich und unerklärlich blieben. Doch es ist womöglich nur ein Ausschnitt, ein journalistisch gestalteter, der selbst möglicherweise die Taten künftiger Schulamokläufer formt.

Wer die Täter wirklich sind, was sie zu Tätern macht und welche Rolle bestimmte Wendepunkte in ihrem Leben dabei spielen, das erforschen zurzeit Wissenschaftler aus Berlin, Gießen, Bielefeld, Konstanz, Münster und Darmstadt im Projekt „TARGET“ (www.target-projekt.de). Der Name steht für „Tat- und Fallanalysen hochexpressiver zielgerichteter Gewalt“. Die Zusammenarbeit des interdisziplinären Forschungsverbundes wird von Herbert Scheithauer koordiniert, Professor für Entwicklungspsychologie und Klinische Psychologie an der Freien Universität. Mit knapp 3,3 Millionen Euro fördert das Bundesforschungsministerium den Projektverbund für drei Jahre. An der Freien Universität koordiniert der Soziologe Vincenz Leuschner die Arbeitsgruppe.

Im Rahmen des Projektes wollen die Wissenschaftler alle bisherigen Fälle von Schulamokläufen in Deutschland analysieren, um in Zukunft ähnlichen Gewalttaten besser vorbeugen zu können. Oder auch bei möglichen Interventionen künftig empirisch-begründete Empfehlungen geben zu können.

Keine einfache Aufgabe, denn Schulamokläufe sind extrem selten. Weltweit dokumentiert die Forschung nur ungefähr 160 Fälle. In all diesen Fällen lassen sich spezielle Faktoren finden, die den Weg zur Tat erklären können, ihn oft sogar rekonstruierbar machen. Doch diese Faktoren sind so allgegenwärtig in der Gesellschaft – erhöhte Kränkungsbereitschaft, männliches Geschlecht, Mittelschichtfamilie, leichter Narzissmus, Mobbing-Opfer –, dass sie selbst in Kombination auf unzählige Personen zutreffen würden. Trotzdem gibt es nur wenige Taten.

Die zentrale Frage für Herbert Scheithauer und seine Kollegen ist daher, ob es so etwas wie ein Merkmalsmuster gibt, mit dem man mögliche Täter besser bestimmen kann. Nach derzeitigem Stand der Forschung ist das unrealistisch. „Es gibt nicht den einen Faktor, der die Tat erklärt“, sagt Vincenz Leuschner. Einer der besten

Indikatoren, der bislang bekannt ist, ist ein grundlegender Wandel in einem Jugendlichen, der von einem Tag auf den anderen geschieht. So äußerte sich ein Täter plötzlich nur noch auf Englisch, ein anderer kam plötzlich in Tarnkleidung in die Schule. Solche Alarmsignale müssten Lehrer und Mitschüler sehr ernst nehmen und sofort eingreifen.

Fünf entscheidende Wendepunkte auf dem Weg zur Tat

Auch bei anderen, bekannten Risikofaktoren ist ein aufmerksames Umfeld gefordert. Etwa wenn ein Schüler in der Schule oder dem Schulumfeld das Gefühl hat, seinen Status zu verlieren – sei es, weil er von anderen Schülern gemobbt, aus einer Clique ausgeschlossen, vom Lehrer vermeintlich ungerecht behandelt oder „romantisch zurückgewiesen“ wird, wie Herbert Scheithauer sagt. Hinzukommen müssten aber bestimmte Faktoren in der Person des späteren Täters, zum Beispiel ein niedriges Selbstwertgefühl, große Verletzlichkeit, Bindungsschwierigkeiten oder gar psychische Störungen. Doch das alles trifft immer noch auf viel zu viele Menschen zu, die trotzdem nicht zu Tätern werden. Die Berliner Forscher haben deshalb ein erstes Modell entwickelt. Damit versuchen sie, anhand von fünf entscheidenden Wendepunkten schematisch die nötigen Faktoren und den Weg zu einer Tat aufzuzeigen. Das Modell soll demnächst empirisch geprüft werden.

Diesem Modell zufolge sind die verschiedenen Risikofaktoren quasi die Ausgangsbedingung. Weitere Stufen können zur Eskalation führen: Halten die Belastungen in der Schule an und ändert sich auf Seiten des Charakters nichts, gerät der Schüler in eine Krise, in der erste Reaktionen wie Kränkung oder Beschämung durch Wut und Rachegeanken abgelöst werden. Ist der Schüler nach dieser ersten Phase nicht in der Lage, diese Gefühle und Gedanken zu verarbeiten, entwickelt er in einer zweiten Phase erste Tatideen. Er sucht alternative Lösungen, nachdem er die Kränkung nicht selbst psychologisch bewältigen kann. Bereits geschehene Amokläufe an Schulen dienen dann oft als Blaupause. Mit diesen oder anderen bekannt gewordenen Gewalttätern kann sich der Schüler identifizieren. Solche Tatphantasien bringen ihn dem wissenschaftlichen Modell zufolge aus einer Rolle der Ohnmacht zurück in eine – wenn auch zunächst imaginäre – Machtposition. Genügt das nicht mehr und hält der Stress an, geht er in einer dritten Phase zu einer Neudefinition des eigenen Selbst über, wie die Forscher vermuten.

Die Gewaltphantasien beginnen dann, die Realität zu überlagern. Mancher Täter entwickelt einen regelrechten Größenwahn und deutet seine Rolle um – vom Opfer zum Rächer. Dies, sagt Scheithauer, sei oft der



iStockphoto.com, rackermann

Am 11. März 2009 tötete ein 17-Jähriger im süddeutschen Winnenden und Umgebung 15 Menschen, bevor er sich nach einer mehrstündigen Flucht selbst erschoss.

Punkt, an dem Angehörige oder Mitschüler aufmerksam würden: Die neue Rolle geht häufig mit einem weiteren Wandel, etwa des Verhaltens, einher. Nach einer solchen Neudefinition lässt sich der Einstieg in Tatplanungen beobachten. Was vorher nur Gedankenspiel war, wird nun Teil der Realität. Der Täter schreibt „Todeslisten“, sucht Tatorte aus und überlegt sich konkrete Ablaufpläne. Manchmal brüstet er sich auch im Vorfeld und kündigt seine Tat an, was sich später als fatal herausstellen kann. Denn bei einer erneuten Kränkung steht er nun „im Wort“ und kann sich nicht mehr ohne Gesichtsverlust von seinen Plänen zurückziehen, betont Vincenz Leuschner.

Um von diesem Stadium zur konkreten Tatvorbereitung zu schreiten, braucht es laut den Forschern nun noch einen Auslöser, ein erneutes traumatisches Erlebnis. „Das kann etwas ganz Kleines sein“, sagt Herbert Scheithauer, „ein ausgrenzender Kommentar eines Mitschülers, eine gefühlte Ungerechtigkeit durch einen Lehrer, eine Nichtbeachtung durch ein Mädchen, in das der Schüler verliebt ist“. Im Kopf des Täters gewinnt solch eine alltägliche Kränkung, die andere schulterzuckend abtun können, eine überdimensionale Bedeutung. In der Beschreibung der Forscher wechselt er dann zur Tatvorbereitung. Der Betroffene beschafft sich Waffen, schreibt Abschieds- oder Erklärungsbriefe oder dreht Videos, auf denen er seine Motive darlegt.

Doch selbst dann müssen noch einmal sehr viele ungünstige Faktoren zusammenkommen, damit die Tat wirklich ausgeführt wird. Schließlich beschreiben

die Forscher den Punkt, wenn ein möglicher Täter eine Schwelle überwindet, die sie „Konfrontationsanspannung“ nennen. Denn eine Tat minutiös zu planen, sie sich immer und immer wieder vorzustellen, um die ursprüngliche Kränkung zu mildern, ist das eine. Einem Menschen in die Augen zu schauen und ihn tatsächlich zu töten, etwas ganz anderes. Viele Täter, sagt Vincenz Leuschner, schotteten sich daher von der Umwelt ab. Auf dem Weg zur Tat trügen sie Masken, Sonnenbrillen, Ohrstöpsel oder Kopfhörer mit lauter Musik.

Trotzdem kann sich noch in der konkreten Situation entscheiden, wie die Tat verläuft oder ob sie umgesetzt wird. „Jeder Fall ist einzigartig, das macht die Forschung so schwer“, sagt Herbert Scheithauer. Das Modell der Forscher ist wie ein Filter: Mit fortschreitenden Phasen trifft es auf immer weniger Schüler zu. Während psychische Schwierigkeiten und Ausgrenzungserfahrungen noch auf sehr viele Jugendliche zutreffen, ist die Zahl derjenigen, die in eine Krise geraten, sehr viel geringer. Konkrete Tatideen entwickeln noch weniger Jugendliche und eine Neudefinition der Persönlichkeit ist bereits ein sehr seltenes Ereignis. Konkrete Tatplanungen sind in den seltensten Fällen zu beobachten. Und die Wahrscheinlichkeit, dass diese tatsächlich umgesetzt werden, ist letztlich verschwindend gering.

Mit diesem Modell lässt sich schon viel erklären, doch Herbert Scheithauer betont stets, dass die Forschung noch ganz am Anfang stehe. Streng genommen gebe es noch nicht einmal eine international einheitliche Definition dafür, ab wann ein Vorfall als Schulamoklauf gelte.

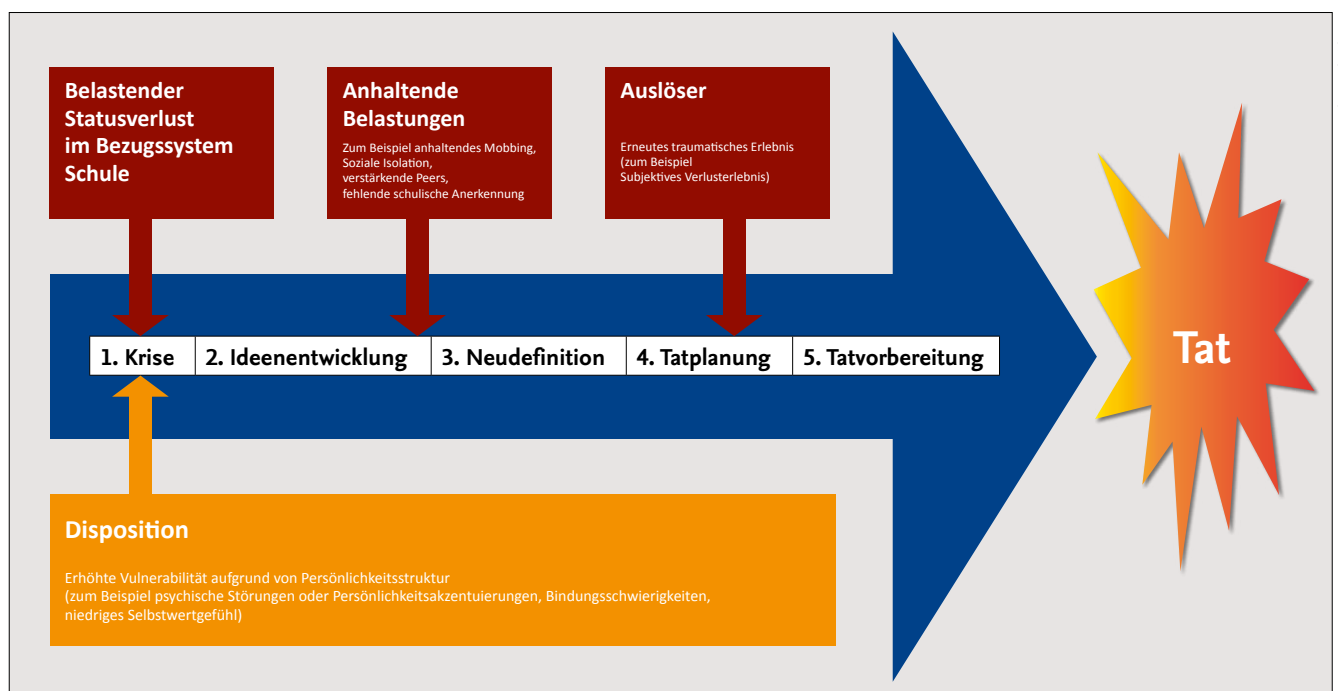
Doch von dieser Definition hängt viel ab, zum Beispiel auch die Geschlechterverteilung. Klar ist, dass junge Männer weitaus häufiger unter den Tätern zu finden sind, ein Phänomen, das sich zwar auch allgemein in den Zahlen zur Jugendkriminalität niederschlägt: Frauen kommen darin auf einen Anteil von unter fünf Prozent. Doch diese Zahlen unterlägen auch gewissen Vorbehalten, sagt Scheithauer. Je nach Definition des Begriffs „Schulamoklauf“ könnten zum Beispiel Frauen, die das Schulessen vergiften, völlig aus der Statistik herausfallen.

Straftaten von Frauen kommen seltener zur Anzeige

Scheithauer verweist auf Auswertungen, die belegen, dass Straftaten, die von einer Frau begangen wurden, seltener zur Anzeige gebracht werden als bei männlichen Tätern. Und dass Gerichte Frauen für gleiche Taten häufiger freisprechen oder milder bestrafen als Männer. Auch gibt es Phänomene, die zwar empirisch leidlich belegt, aber noch nicht vollständig verstanden sind, etwa die Häufung von jungen Männern aus der Mittelschicht unter den Schulamokläufern. Das Gros der Jugendgewalt wird nämlich von Männern aus den unteren sozialen Schichten begangen.

Wie sich das erklären lässt? Der Leistungsdruck in der Mittelschicht sei wesentlich höher, vermutet Vincenz Leuschner. Gleichzeitig würden auch dort soziale Kompetenzen wie der Umgang mit Scham im Eltern-

Modell einer krisenhaften Entwicklung hin zu schwerer Schulgewalt



Dr. Vincenz Leuschner



Vincenz Leuschner, der an der Berlin Graduate School of Social Sciences (Institut für Sozialwissenschaften, Humboldt-Universität zu Berlin) promovierte, beschäftigt sich wissenschaftlich vor allem Themen wie Soziologie der Gewalt, Soziale Probleme, Politische Soziologie und Jugendsoziologie.

Seit April 2013 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Koordinator des Teilvorhabens im BMBF-Forschungsverbund „TARGET“ am Arbeitsbereich Entwicklungswissenschaft und Angewandte Entwicklungspsychologie der Freien Universität Berlin. Dort war er zuvor rund vier Jahre lang auch Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Koordinator des BMBF-Projektes NETWASS.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
Arbeitsbereich Entwicklungswissenschaft und
Angewandte Entwicklungspsychologie
E-Mail: vincenz.leuschner@fu-berlin.de

Univ.-Prof. Dr. Herbert Scheithauer



Herbert Scheithauer ist seit April 2010 Professor für Entwicklungs- und Klinische Psychologie an der Freien Universität Berlin. Er leitet den Arbeitsbereich Entwicklungswissenschaft und Angewandte Entwicklungspsychologie (www.developmental-science.de). Herbert Scheithauer leitet verschiedene Präventions- und Forschungsprojekten wie den

BMBF-Forschungsverbund TARGET, www.target-projekt.de und er ist darüber hinaus auch beteiligt an der Entwicklung von Präventions- und Fördermaßnahmen, unter anderem im Kindergarten (www.papilio.de), außerschulisch (www.fairplayer-sport.de, www.coda-programm.de) und in der Schule (www.fairplayer.de, www.netwass-projekt.de).

Kontakt:

Freie Universität Berlin
AB Entwicklungswissenschaft und
Angewandte Entwicklungspsychologie (www.developmental-science.de)
E-Mail: herbert.scheithauer@fu-berlin.de

haus nicht mehr gelehrt. Das Gefühl empfinden und auch verarbeiten zu können sei aber eine wichtige Vorbeugung. Wenn ein Schüler beginne, sich für die Scham zu schämen, gelange er in einen Teufelskreis aus angestauter Verletztheit, der sich möglicherweise in radikalen Wutausbrüchen entlädt. Doch für solche Theorien gebe es bislang nur Hinweise und für ihre Plausibilität keine Belege.

Sicher ist hingegen, dass kulturelle Unterschiede zwischen Schulamokläufen existieren. So haben die Berliner Forscher etwa im Berliner Leaking-Projekt 2006 herausgefunden, dass sich bei Fällen von Schulamokläufen in den USA die Gewalt stärker gegen Mitschüler richtete, wohingegen in Deutschland deutlich häufiger Lehrer Opfer der Amokläufer wurden (siehe untenstehender Link). Auch hier sind die Forscher von einer Antwort auf das Warum noch weit entfernt, auch wenn sich „einige Hypothesen aufdrängen“, wie Leuschner andeutet.

Vermutlich, sagt der Soziologe, werde man die Taten nie vollständig verstehen können. Schließlich verlasse selbst die Forscher manchmal schlicht das Verständnis, wie aus einer Summe kleiner Ursachen eine so unvorstellbare Tat erwachse – und das nur in wenigen Menschen, die sich offenkundig kaum erkennbar von anderen unterscheiden, die nie zum Amokläufer werden. Alle bisher gefundenen Faktoren könnten ja immer nur rückblickend betrachtet werden. Das mache sie hochinterpretativ, ergänzt Herbert Scheithauer. „Was für uns ein Wendepunkt ist, auch im privaten Leben, kann ein Konstrukt sein. Wir erinnern uns und denken: Dieses oder jenes Ereignis hat mich verändert.“ Ob der Wendepunkt aber nicht vielmehr ein langsamer Prozess war, lässt sich kaum mit Sicherheit feststellen. Schließlich sei es ein bekanntes Phänomen, dass Täter angesichts von Gerichtsverfahren, Gutachten und Therapien ihre Aussagen zu eigenen Gunsten veränderten.

Bisweilen fehlt den Forschern dieser letzte Punkt für ihre Analyse ohnehin vollständig: Viele Täter überleben die Tat nicht. Und die Ergebnisse sogenannter psychologischer Autopsien, in denen Beweggründe rekonstruiert werden, gelten als eingeschränkt aussagekräftig. Fest steht für Herbert Scheithauer in diesem Zusammenhang nur: „Was für einen eine Lösungsstrategie ist, beendet für andere das Leben. Bei Amokläufen gibt es eigentlich nur Opfer.“

Aktuell erschienen: Sonderausgabe des International Journal of Developmental Science „The Significance of Social Dynamics for the Development of School Shootings“ frei erhältlich unter <http://iospress.metapress.com/content/j11k43617km0/?sortorder=asc>

Demnächst erscheint die Monographie Scheithauer, H., Leuschner, V. & NETWASS Research Group (2014). Krisenprävention in der Schule. Das NETWASS – Krisenpräventionsverfahren zur frühen Prävention schwerer Schulgewalt. Stuttgart: Verlag Kohlhammer.





Eisen-Zeiten

Die Entdeckung der Eisenverhüttung in Anatolien war ein Wendepunkt in der Menschheitsgeschichte. Wie diese Innovation in unterschiedlichen Kulturen angenommen wurde und welche Folgen sie für die jeweilige Gesellschaft hatte, untersucht eine interdisziplinäre Forschergruppe des altertumswissenschaftlichen Exzellenzclusters Topoi.



VON NINA DIEZEMANN

Ohne Eisen ist unser heutiges Leben kaum vorstellbar. Die Produktion von Stahl, der schmiedbaren Eisen-Kohlenstoff-Legierung, steigt noch immer weltweit an. Kein anderer Werkstoff konnte das vor mehr als 4.000 Jahren erstmals von Menschen erzeugte Metall bislang ersetzen. Anhand von fünf Fallbeispielen wollen Archäologen, Geografen und Philologen gemeinsam herausfinden, welche Wege das kostbare Wissen um den komplexen Herstellungsprozess, die sogenannte Verhüttung, genommen hat.

Produktionsgenossenschaften der Eisenzeit

Das erste Eisen produzierten die Bauern im heutigen Brandenburg wahrscheinlich schon im 5. Jahrhundert vor Christus. Folgt man dem Prähistoriker Markolf Brumlich von der Freien Universität Berlin, war die Herstellung von Eisen in sogenannten Rennöfen in der vorrömischen Eisenzeit ein Gemeinschaftsprojekt, für das sich Bewohner mehrerer Siedlungen zusammenschlossen. Gemeinsam unternahmen sie eine arbeitsintensive „Ofenreise“, wie man den manchmal sogar mehrere Tage dauernden Prozess der Verhüttung nennt. Unterstützt und angeleitet hat sie dabei wahrscheinlich ein umherziehender Experte. Das dafür notwendige Raseneisenerz fanden die Siedlungsbewohner mehr oder weniger vor ihrer Haustür. Die Verwandlung roströtlicher Klumpen aus der Erde – Steinen nicht unähnlich – in glänzendes, schmiedbares Metall muss etwas Magisches, Faszinierendes, vielleicht sogar etwas Unheimliches gehabt haben: Dafür spricht das vollständige Skelett eines geopferten Pferdes, das die Wissenschaftler der Freien Universität nahe der Überreste der Rennöfen gefunden haben.

Seine Überlegungen stützt der Doktorand Markolf Brumlich auf die Ausgrabung einer Siedlung aus dieser Zeit im Rahmen eines Projekts, das von Michael Meyer, Professor für Prähistorische Archäologie an der Freien Universität Berlin, geleitet und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wurde. Die Grabungen am Fundplatz Glienick im Landkreis Teltow-Fläming gut 30 Kilometer südlich von Berlin in den Jahren 2009 und 2010 förderten etwa einen der am besten erhaltenen Rennöfen zu Tage. Sie lassen auch Einblicke zu in die Organisation und den Prozess der Eisenverhüttung – über einem Zeitraum von 300 Jahren hinweg, vom 4. Jahrhundert bis ins 1. Jahrhundert vor Christus. Inzwischen bringt Brumlich seine Überlegungen auch in die interdisziplinäre Forschergruppe „Eisen als Rohmaterial“ des Exzellenzclusters Topoi ein. Ziel der Forschergruppe ist es, anhand von fünf Fallbeispielen aus dem Vorderen Orient, der Mittelmeerregion sowie

Nord- und Mitteleuropa zu vergleichen, wie unterschiedlich die Eisenverhüttung in die jeweiligen Gesellschaften eingeführt wurde.

Die Wissenschaftler untersuchen nicht nur die sozialen und politischen Folgen, sondern beschreiben auch, wie sich die Landschaft mit der Eisenverhüttung veränderte – bis hin zu einem „historischen Öko-Audit“, bei dem die Kontamination des Bodens durch darin vorhandene Schlacken untersucht werden soll. In der Forschergruppe arbeiten klassische und prähistorische Archäologen, Philologen und Geografen zusammen und verbinden Technik-, Umwelt-, Sozial und Politikgeschichte. Diese Zusammenarbeit ist typisch für den Exzellenzcluster Topoi, einen Verbund von Freier Universität und Humboldt-Universität in Kooperation mit renommierten außeruniversitären Forschungseinrichtungen.

Bei der Zusammenarbeit werde ein weiterer Bogen gespannt, erklärt Wiebke Bebermeier. Die Juniorprofessorin für Physische Geografie mit dem Schwerpunkt Landschaftsarchäologie ist gemeinsam mit dem Prähistoriker Michael Meyer Sprecherin der Forschergruppe. Nicht überall finde sich Eisenverhüttung als komplettes „Technologiepaket“ wie in Glienick, sagt sie. In Glienick erhielten die Wissenschaftler Einblicke in ein funktionierendes System, aber sie fanden keine Spuren einer Experimentierphase. Sie gehen deshalb davon aus, dass sich die Technik innerhalb weniger Jahrzehnte durchsetzte, „einen mit archäologischen Mitteln kaum fassbaren Zeitraum“, sagt Markolf Brumlich.

Anders in einem anderen Fallbeispiel der Forschergruppe: Dort befassten sich Wissenschaftler mit den Anfängen der Eisenverhüttung in Anatolien. Im Unterschied zur prähistorischen vorrömischen Eisenzeit gibt es aus diesem früheren Zeitraum Schriftquellen. Sie dokumentieren den Status des Metalls in der Kultur und zeigen, wie es sich von einem Material für „Statussymbole“ zu einem Alltagsmetall wandelte.

Symbol unermesslicher Macht

Violetta Cordani, Postdoktorandin, und Jörg Klinger, Professor für Altorientalistik an der Freien Universität Berlin, beschäftigen sich mit der kulturellen Bedeutung von Eisen in Anatolien. Aus dieser Region stammen die ältesten Fundstücke aus Eisen überhaupt. Diese Objekte, eine Dolchklinge mit Goldgriff und zwei Nadeln mit goldenem Kopf, stammen aus dem 4. Jahrtausend vor Christus und wurden vermutlich aus Meteorit-Eisen hergestellt. Gegenstände aus verhüttetem Eisen finden sich erst aus dem 2. Jahrtausend vor Christus, doch die Anfänge der Technik selbst liegen im Dunkeln.

Die Erkenntnisse der Wissenschaftler legen nahe, dass alte Annahmen auf den Prüfstand gestellt wer-



Markolf Bramlich

Die Grabungen am Fundplatz Glienick im Landkreis Teltow-Fläming gut 30 Kilometer südlich von Berlin förderten einen der am besten erhaltenen Rennöfen zu Tage, der einen guten Einblick gibt in den Prozess der Eisenverhüttung.



Markolf Bramlich



Den Rennofen zur Eisenverhüttung baute Markolf Brumlich im Garten des Instituts für Prähistorische Archäologie der Freien Universität nach. Schnell war klar: Die Eisenverhüttung muss damals eine schwere Arbeit gewesen sein.

den müssen: Lange dachte man zum Beispiel, dass die Hethiter, die im 2. Jahrtausend vor Christus zur Großmacht in der Region aufstiegen, ihre Vorherrschaft auf einem Monopol in der Eisen-Produktion gründeten. Heute weiß man, dass der Rohstoff in dieser Kultur zwar eine große Rolle spielte: „Es gibt viel mehr Textquellen, die unterschiedliche Objekte aus Eisen erwähnen, als archäologische Fundstücke“, sagt Violetta Cordani. Es sei allerdings eine größere Menge an Gegenständen aus Bronze überliefert, was die Vermutung nahelege, dass Eisen offenbar nicht für „echte“ Waffen einge-

setzt wurde. Vielmehr könnten die Menschen es damals nur für „Schmuckwaffen“ genutzt haben, während sie weiterhin mit bronzenen Sperrspitzen und Schwertern kämpften. Sollte das stimmen, würde die Geschichte, wonach die Hethiter die Ägypter in einer Schlacht wegen der Überlegenheit ihrer Eisenwaffen geschlagen hätten, ins Reich der Legenden gehören.

Die meisten Beschreibungen von Eisengegenständen finden sich in Texten kultischen Ursprungs. So wird in einem Text berichtet, dass der Hethiter-König Anitta von einem besiegten Herrscher ein eisernes Zepter und

DAS KLEINE EISEN-LEXIKON

Ausgangsstoffe

Meteoriteneisen

Hoch eisenhaltige Meteoriten lieferten den Menschen das erste Eisen. Meteoriteneisen war ohne einen Verhüttungsprozess direkt schmiedbar und wurde für Schmuck, Dolche oder andere Prestigeobjekte eingesetzt, da es als exotisch-rätselhaftes, machtvoll Metall galt. In einer Schriftquelle aus der Zeit der Hethiter findet sich der Satz „Sie brachten schwarzes Eisen vom Himmel“, der als Hinweis auf die Verwendung von Meteoriteneisen gelesen werden kann.

Raseneisenerz

Raseneisenerz bildet sich in Niederungsgebieten mit hohen Grundwasserständen. Im jahreszeitlich bedingten Schwankungsbereich des eisenhaltigen Grundwassers entstehen durch Kontakt mit der Bodenluft Eisenhydroxide, die feste Schichten bilden können. Erz wurde mithilfe von Holz- oder Eisenstangen gesucht, die in den Boden gestoßen wurden. Raseneisenerz wurde in Deutschland bis ins 19. Jahrhundert hinein in großem Umfang verhüttet.

Verhüttung

Rösten

Beim Rösten wird das Raseneisenerz vor der Eisenverhüttung im Feuer erhitzt, um das Hydratwasser auszutreiben und das feste Erz mürbe zu machen. Nach dem Rösten und anschließenden Abkühlen wird das Erz zerkleinert und klassiert, um es dann in den Rennofen zu geben.

Ofenreise

Langwieriger Prozess, der mehrere Tage dauern konnte, vom Anheizen des Rennofens bis zur Entnahme der Luppe (siehe weiter unten). Die sogenannte Beschickung des Ofens erfolgte abwechselnd mit zuvor geröstetem Raseneisenerz und Holzkohle. Während der Ofenreise wurden die Blasebälge kontinuierlich betrieben.

Rennofen

Seinen Namen hat der Rennofen vom Rennen beziehungsweise Rinnen der flüssigen Schlacke. Rennöfen gab es in zahlreichen Varianten, meist waren sie kuppel- oder schachtförmig konstruiert. Der Ofen wurde mit feuerfestem Material gebaut: Lehm und Steinen. Bei Temperaturen zwischen 1.100 und 1.400 Grad Celsius wurden im Rennofen die Gesteinsbestandteile (Gangart) des Erzes zu Schlacke verflüssigt, das Eisen selbst schmolz dabei nicht. Durch seinen geringen Kohlenstoffanteil war das Eisen unmittelbar schmiedbar.

Blasebälge

Um die für die Eisenverhüttung notwendigen Temperaturen von mindestens 1.100 Grad Celsius zu erreichen, musste dem Rennofen eine ausreichende Menge Verbrennungsluft zugeführt werden. Dies konnte mittels Blasebälgen geschehen, die aus Holz und Leder (meist eine Ziegenhaut) konstruiert waren. Das Wort „Balg“ in „Blasebalg“ bedeutet wörtlich „Tierhaut“.

Düsen

Einfache, wenige Zentimeter große Öffnungen in der Wand des Rennofens oder speziell angefertigte quader- oder rohrförmige

Elemente, die in die Ofenwand eingesetzt wurden. Durch die Düsen wurde Luft in den Ofen geblasen.

Endprodukte

Luppe

Mit Schlacke und Holzkohle durchsetzter, oftmals schwammartig aussehender Eisenklumpen, der im Rennofen als Produkt erzeugt wird. Die Luppe wird nach der Entnahme aus dem Ofen wiederholt in einem Schmiedefeuer erhitzt und auf einem Amboss durch Hämmern verdichtet. Dabei werden die Eisenteile verschweißt und die Schlacke entfernt.

Schlacke

Die Schlacke musste von der Eisenluppe abgeschlagen werden, daher der Name. Sie ist ein Abfallprodukt des Eisenverhüttungsprozesses. Beim Schmelzvorgang im Rennofen trennt sich die flüssigere Schlacke von der Eisenluppe und fließt in den unteren Bereich des Ofens.

Stahl

Mit Kohlenstoff angereichertes Eisen wird als Stahl bezeichnet, es handelt sich um eine Eisen-Kohlenstoff-Legierung. Mit steigendem Kohlenstoffanteil nimmt die Härte des Stahls zu, ab einem Anteil von zwei Prozent Kohlenstoff ist der Stahl allerdings nicht mehr schmiedbar. Von den prähistorischen Metallurgen wurde bei der Eisenverhüttung ein niedrig gekohlter und daher gut schmiedbarer Stahl als Produkt angestrebt. Oftmals wird das Wort „Eisen“ verwendet, wenn eigentlich von „Stahl“ die Rede ist – etwa bei der Klinge eines Schwertes.



Mithilfe eines Blasebalgs kann die für die Eisenverhüttung erforderliche Temperatur von mindestens 1.100 Grad erreicht werden.

Markolf Brumlich



Markolf Brumlich studierte Prähistorische und Klassische Archäologie sowie Mittelalterliche Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin. Nach einer Beschäftigung in der Archäologischen Denkmalpflege im Land Brandenburg forschte er von 2009 bis 2013 im DFG-Projekt „Eisenverhüttung in der vorrömischen Eisenzeit des nördlichen

Mitteeuropas. Das Fallbeispiel des Teltow“. Seit 2012 ist er Mitglied des Topoi-Forschungsprojekts A5-1 „Eisenverhüttung im Teltow“. Sein Forschungsschwerpunkt liegt auf der frühen Eisenmetallurgie und dem Siedlungswesen der vorrömischen Eisenzeit.

Kontakt:

Freie Universität Berlin
Institut für Prähistorische Archäologie
Excellence Cluster Topoi
E-Mail: markolf.brumlich@topoi.org

Violetta Cordani



Violetta Cordani promovierte 2010 in Altorientalistik an der Universität Triest, Italien. Im Jahr danach studierte sie dank eines DAAD-Stipendiums fünf Monate an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Ihre Forschungsinteressen umfassen Probleme der relativen und absoluten Chronologie, Kulturkontakte zwischen den Hethitern und

den Ägyptern in der Spätbronzezeit sowie Aspekte der Entwicklung der hethitischen Historiographie. Innerhalb des Exzellenzclusters Topoi (A-5 «Eisen als Rohstoff»), untersucht sie die Rolle von Eisen bei den Hethitern, der Schwerpunkt liegt dabei auf kulturellen, wirtschaftlichen und technischen Aspekten der Eisenindustrie zwischen dem 13. und 12. Jahrhundert vor Christus

Kontakt:

Freie Universität Berlin
Institut für Altorientalistik
E-Mail: violetta.cordani@topoi.org

einen Thron aus Eisen erhielt. Eisen wird darin auch bereits als Metapher für besondere Macht und Härte eingesetzt: „Das Wort des Großkönigs ist aus Eisen – nicht zu verwerfen, nicht zu zerbrechen. Wer es verändert, dessen Kopf wird man abschlagen“, heißt es.

Mit dem Zerfall des Hethiter-Reiches im 12. Jahrhundert vor Christus verbreitete sich das Wissen um die Eisenverhüttung über die Mittelmeerregion aus und gelangte schließlich nach Nord- und Mitteleuropa. In Anatolien aber verlor Eisen mit der Zeit seine Aura und wurde zum Metall für Alltagsgegenstände, wie zahlreiche Funde dokumentieren. Dennoch begann die Eisenzeit hier Jahrhunderte früher als in Nord- und Mitteleuropa. „Leider bleibt in dieser Zeit vieles unklar, da es kaum Schriftquellen gibt“, bedauert Violetta Cordani.

Ein komplexer Prozess

Um die Verhüttung in der textlosen vorrömischen Zeit besser zu verstehen und herauszufinden, wie der komplexe technische Prozess abgelaufen sein könnte, ging Markolf Brumlich einen speziellen Weg. In mehreren Experimenten baute er Rennöfen vom Typ „Glienicke“ im Garten des Instituts für Prähistorische Archäologie nach – und feuerte an.

Ein Rennofen hatte etwa den Umfang eines starken Baums, der Schacht war knapp einen Meter hoch. Er wurde in einer in die Erde eingegraben, etwas mehr als badewannengroßen Arbeitsgrube errichtet, von der aus der Ofen bedient wurde. Der Fuß des Ofens wurde mit großen Feldsteinen verstärkt.

Es sind die Details der auf den ersten Blick unscheinbaren Lehmöfen, die von der technischen Meisterschaft ihrer Betreiber zeugen. Zum Beispiel die sogenannten Düsen, kreisrunde 2,5 bis 3 Zentimeter große Löcher in der Ofenwand. Durch sie wurde mithilfe von Blasebälgen aus Ziegenhaut kontinuierlich Luft in den Ofen geblasen – nur so ließ sich die Temperatur auf deutlich über 1.100 Grad Celsius steigern. Diese Hitze ist notwendig, um das Eisenerz aufzuschmelzen.

Die archäologischen Spuren dokumentieren auch, welche intelligente Schichtung die damaligen Nutzer im Ofeninneren vornahmen: In den unteren steinverstärkten Bereich, die Schlackengrube, legten sie Getreidehalme. Sie dienten zu Beginn der Verbrennung als Unterlage für Erz und Holzkohle, die so geschickt auf der Höhe der Düsen gehalten wurden. Die Halme verbrannten durch den Sauerstoffmangel nur ganz langsam und gaben so der abfließenden Schlacke nach. Markolf Brumlich hatte bei den Ausgrabungen Schlackenklötze mit Halmabdrücken gefunden, die Aufschluss darüber gaben, mit welchen Halmen man die Öfen befüllt hat. Wahrscheinlich hatten die Menschen



damals auch ausprobiert, ob trockene oder noch grüne Halme besser geeignet seien. Das in den Rennöfen gegebene Erz wurde zuvor „geröstet“, also im offenen Feuer erhitzt. Um die hohen Temperaturen zu erreichen, musste dem Ofen nicht nur konstant Luft aus den Blasebälgen zugeführt werden, man musste ihn auch kontinuierlich mit Holzkohle „füttern“.

Dies setzte die enge und sicherlich schweißtreibende Zusammenarbeit von 12 bis 15 Menschen pro Rennofen voraus – was nicht zuletzt das Nachbau-Experiment von Markolf Brumlich zeigt. Als er selbst an dem Verhüttungsprozess teilnahm, wurde ihm klar: „Nach 20 bis 30 Minuten am Blasebalg ist man ganz schön fertig.“ Der Ofen musste aber Tag und Nacht befeuert werden – wahrscheinlich mehrere Tage lang. Brumlich geht daher von einer Art Schichtbetrieb aus. Sein Experiment, bei dem der prähistorische Lehmofen noch einmal zum Leben erweckt wurde, zeugt von der elementaren Kraft dieses Verbrennungsprozesses (siehe nebenstehender Artikel).

Mit beendeter Ofenreise wurde die Ofenwand an der Vorderseite in der Arbeitsgrube aufgebrochen. Die rotglühende sogenannte Eisenluppe, die sich oberhalb des Schlackenklotzes auf Höhe der Düsen gebildet hatte, konnte mit einer Zange entnommen werden. Dieses noch unreine Eisen musste in weiteren Schritten für die Verarbeitung vorbereitet werden. Brumlich nimmt an, dass das „Produktionskollektiv“ mehrere Wochen lang auf Vorrat solches Luppeneisen produzierte, das dann unter den beteiligten Siedlungen aufgeteilt wurde.

11,8 Tonnen Verhüttungsschlacke fanden die Archäologen beim Ausgraben der Überreste der Siedlung bei Glienick. Insgesamt müssen die Bewohner im Verlauf der 300 Jahre, in denen das Areal besiedelt war, schätzungsweise 24 Tonnen Schlacke aus der Eisenverhüttung hinterlassen haben. „Zusammengeschoben wäre es ein kleiner Hügel“, sagt Markolf Brumlich. Auf diese Weise wurden im Verlauf von 300 Jahren 4,5 Tonnen Luppeneisen hergestellt.

Von den daraus gefertigten Produkten fanden sich nur kleine Reste, auch die notwendigen Werkzeuge – also Zange, Hämmer und so weiter – sind nicht erhalten geblieben. In einzelnen Gräbern im nord- und mitteleuropäischen Raum finden sich Erzbrocken, Schlacken und Schmiedewerkzeuge – Belege für die gehobene Stellung derjenigen, die diese Technik beherrschten.

Lesen im Sedimentarchiv

Die Region Teltow bot den Eisenpionieren ideale Bedingungen: in den feuchten Niederungen das Raseneisenerz, in den Wäldern das Kiefernholz für die Öfen und ausreichend Wasser zur Verarbeitung des Ofenlehms, als Löschwasser und zum Abkühlen geschmiedeter Gegen-

stände. Bei den Ausgrabungen in Glienick wurden zwei Brunnen in unmittelbarer Nähe der Rennöfen entdeckt. Während über diese Region nicht zuletzt durch die Grabungen von Brumlich und Meyer relativ viel bekannt ist, gibt es andere Landstriche, in denen Eisenverhüttung mutmaßlich stattgefunden hat, weil dort Eisenobjekte auftauchen. Aber darüber ist sehr wenig bekannt. Das Baltikum etwa nennt Wiebke Bebermeier die *terra incognita* der Eisenforschung. Dieser Landstrich soll in einem weiteren Projekt des Museums für Vor- und Frühgeschichte – mit den Erkenntnissen aus den anderen Fallbeispielen – neu erschlossen werden.

Nicht nur in Form von Texten oder Objekten, auch in der Landschaft hat die Eisenverhüttung bis heute lesbare Spuren hinterlassen. So verraten sogenannte geomagnetische Erkundungen, wo „metallurgische Aktivitäten“ stattgefunden haben. Eine solche sogenannte Prospektion wurde gerade für ein weiteres Fallbeispiel in Polen ausgeführt. Bei diesem Projekt wird am Beispiel der sogenannten Przeworsk-Kultur, einer eisenzeitlichen archäologischen Kultur zwischen Warthe, Oder, Bug und Karpatenbogen, versucht zu rekonstruieren, ob es einen Wissenstransfer von Schlesien in den Südhaz gab. Dorthin war ein Teil der Bevölkerung ausgewandert.

Die Innovation wirke auch in die Landschaft zurück, sagt die Geografin. Denn für die Eisenverhüttung waren große Mengen Holz notwendig: So wurden beim Ofentyp Glienick für einen Ofengang mit einem Output von 19 Kilogramm Luppen-Eisen etwa 165 Kilogramm Holzkohle benötigt. Werden große zusammenhängende Flächen abgeholzt, könne das zu einem vermehrten Auftreten von Erosion führen, erklärt Wiebke Bebermeier: „Das erodierte Bodenmaterial sammelt sich auf charakteristische Weise in sogenannten Sedimentarchiven an, es akkumuliert sich etwa am Fuß eines Hanges oder in Fluss-Auen. Mit den Methoden der Physischen Geografie lassen sich solche Sedimentarchive lesen und in der interdisziplinären Kooperation mit den Partnern aus der Archäologie auch hinsichtlich einer frühen Eisenverhüttung auswerten.“

„Die Rußige“

Als ein Beispiel für die Veränderung der Landschaft gilt die italienische Insel Elba, Ort einer künftigen Fallstudie der Berliner Forschergruppe: Sie war lange Zeit ein Zentrum der Eisenverhüttung; von aus zahlreichen Rennöfen aufsteigenden Rauchschwaden zeugt ihr griechischer Name „Aithaleia“, was so viel bedeutet wie „die Rußige“. Im 9. Jahrhundert vor Christus wurde die Eisenverhüttung allerdings von der Insel aufs Festland rund um die etruskische Siedlung Populonia verlagert. Forscher wollen den Gründen nachspü-

ren: Gab es auf der Insel etwa kein Brennholz mehr? Das Zusammenspiel zwischen Landschaft, neuer Technik und Ökonomie lässt sich hier besonders gut nachvollziehen. Untersucht werden sollen auch Umweltveränderungen durch den Menschen – etwa, welche Kontamination die Schlackenreste in ihren „Endlagern“ hinterlassen haben.

In den mehreren tausend Jahren, die die Einführung des Eisens in den verschiedenen Regionen insgesamt in Anspruch nahm, hat sich das Wissen über ver-

schlungene Pfade verbreitet. Die Wissenschaftler, die sich auch mit aktuellen Innovationstheorien auseinandersetzen, vermuten sogar, dass es möglicherweise Kulturen gegeben hat, bei denen Wissen um Eisenverhüttung aufgetaucht und wieder verschwunden sein könnte. Eines lässt sich jedoch schon jetzt sagen, meint Forschergruppen-Sprecher Michael Meyer: Von einer linearen Entwicklung und kontinuierlichen Ausbreitung der Erfindung ist bei der Innovation Eisen nicht auszugehen.

HIGHTECH AUS DER EISENZEIT

IN DER NEUGESTALTETEN DAUERAUSSTELLUNG DES MUSEUMS FÜR VOR- UND FRÜHGESCHICHTE IM NEUEN MUSEUM SIND AUCH FORSCHUNGSERGEBNISSE AUS DEM EXZELLENZCLUSTER TOPOI ZU SEHEN

Rein optisch ist ihr Forschungsgegenstand im Nachteil. Zumindest im Museum, erklärt die Archäologin Angelika Hofmann: „Eisen auszustellen ist schwierig“, sagt sie. Das Metall verliere seinen Glanz, wirke neben den Objekten aus Bronze, Silber oder Gold unscheinbar. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin des Exzellenzclusters Topoi war die promovierte Archäologin an der Neugestaltung des Raumes zur Eisenzeit in der Dauerausstellung „Steinzeit. Bronzezeit. Eisenzeit“ im Neuen Museum beteiligt, die im Juli 2014 eröffnet wurde. Während die restaurierten Helme, Brustpanzer und Schmuckstücke aus Edelmetallen in den Museumsvitrinen schimmern, als seien sie eben erst vollendet worden, korrodieren die Gegenstände aus Eisen. Einen Eindruck von der besonderen Aura zu erhalten, die dieses Metall für die Menschen in der späten Bronzezeit und frühen Eisenzeit besessen haben muss, und für die Museumsbesucher sinnlich erfahrbar zu machen, war ein Ziel der Ausstellungsmacher.

In der Vitrine sind nicht nur Gegenstände aus Eisen – Gürtelschnallen, Schwerter und Schmuckstücke – zu sehen. Auch der Prozess der Eisenverhüttung wird ins Zentrum gerückt und in allen Schritten erklärt. Ein Film zeigt den Versuch, einen sogenannten Rennofen aus Lehm, wie er bei Grabungen bei Glienick in Brandenburg vor wenigen Jahren gefunden wurde, nachzubauen und in ihm einhändig Eisen aus Rasen-



eisenerz zu verhütten. Wie viel technisches Geschick und eingespielte Zusammenarbeit der Prozess voraussetzte, wird durch das Video deutlich.

Das Museum für Vor- und Frühgeschichte in der dritten Etage des Neuen Museums auf der Berliner Museumsinsel gehört zu den bedeutendsten Sammlungen zu den frühesten Epochen der Menschheitsgeschichte. Bei der Neugestaltung flossen auch neueste wissenschaftliche Erkenntnisse des Exzellenzclusters Topoi ein. „Wir zeigen brandaktuelle Funde“, sagt Angelika Hofmann. Ein Punkt, den auch Matthias Wemhoff, Direktor des Museums für Vor- und Frühgeschichte, unterstreicht. Aus diesem Grund etwa wird in der neuen Ausstellung ein großes Spektrum an Objekten unterschiedlicher

Kulturen zu sehen sein. Der Berliner Landesarchäologe und Honorarprofessor der Freien Universität Berlin betont, dass eben keine „Lehrsammlung“ entstehen, sondern die Eisenzeit in ihrer „Fremdheit“ und mit den „disparaten Objekten“ anschaulich und lebendig vermittelt werden sollte. Vielleicht wird auch der eine oder andere Museumsbesucher danach das unscheinbare Metall mit anderen Augen sehen.

Die Dauerausstellung „Steinzeit. Bronzezeit. Eisenzeit“ des Museums für Vor- und Frühgeschichte im Neuen Museum (Museumsinsel) ist täglich von 10.00 bis 18.00 Uhr geöffnet, donnerstags bis 20.00 Uhr. Besuchereingang: Bodestraße 1–3, 10178 Berlin.

Wendepunkte in Stichpunkten

KURZ-FUNDIERT

Es ist eine Kunst, die Autoren graue Haare beschert – ob in der Literatur oder im Journalismus: Leser zum Schluss mit einer überraschenden Wende zu verabschieden. Die folgenden Zeilen sind genau diesem Versuch gewidmet.

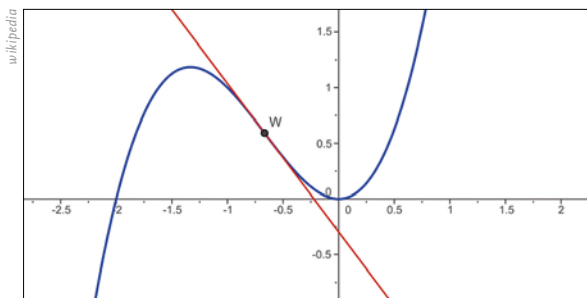
Richtungsweisende Debatten

Was einen Wendepunkt ausmacht, und wo er genau zu lokalisieren ist, dazu fallen die Antworten selten kurz und knackig aus. Während Historiker sich bei den Wendepunkten des 20. Jahrhunderts eventuell auf Jahreszahlen wie 1917 (Russische Revolution), 1945 (Kriegsende), 1962 (Kuba-Krise) oder 1989 (Mauerfall) einigen könnten, würde trotzdem sicher zu jeder Zahl länger diskutiert. Etwa darüber, wer wann und warum genau dieses Ereignis als „Wendepunkt“ bezeichnet. Wenn dazu auch noch die kulturwissenschaftlichen Debatten um *Interpretative*, *Iconic*, *Performative*, *Reflexive*, *Spatial*, *Literary*, *Postcolonial* oder *Translational Turn* kommen – dann kann der Wendepunkt vor lauter Wenden schon mal schwer zu finden sein. Wie wunderbar klar erscheint da der mathematische Wendepunkt. Ein solcher Punkt W auf der Kurve $f(x)$ heißt dann Wendepunkt, wenn f dort

stetig ist und sich das Krümmungsverhalten ändert – also etwa eine Links- in eine Rechtskurve übergeht, oder anders herum. So in etwa. Ein schwacher Trost für all jene, denen in der elften Klasse notwendige und hinreichende Kriterien nie ganz geheuer waren: Ganz ohne (Kurven-)Diskussion lässt sich auch hier kein Wendepunkt festmachen.

Ohne Wende kein Hit

Da-da-da-di-dah! – So klingt die Deutsche Telekom in der Werbung. Musikalisch gesehen eine Mini-Melodie mit Hit-Potenzial. Denn auch hier geht es um überraschende Wendepunkte. Oder besser: Die Vier-Akkord-Formel, die in der Harmonielehre als „Turn-Around“ bezeichnet wird. Damit wird in der Musik verhindert, dass es harmonisch gesehen fad wird, wenn sich eine Akkordfolge ständig wiederholt. Am Übergang zwischen zwei identischen Akkordfolgen sorgt dann eine sogenannte Kadenzschleife dafür, dass die Wende zurück zum Anfang der Akkordfolge gelingt – und zwar ohne Langeweile. Die Werbemelodie der Telekom ist ein sehr vereinfachter Turn-Around, es gibt ihn aber auch im Jazz oder in der Popmusik, etwa in Beatles-Songs oder Hits der US-Sängerin Pink. Schon der Komponist Johann Pachelbel verarbeitete eine Art Turn-Around in seinen Stücken, allerdings im 17. Jahrhundert und damit lange bevor Jazz oder Pop erfunden waren. Sein „Kanon und Gigue in D-Dur“ gilt bis heute als Paradebeispiel für solche harmonischen Wendemanöver. Und wurde – natürlich – Pachelbels größter Hit.



Schräge Vögel

Der Wendehals genießt keinen guten Ruf. Steht er doch vor allem für den politischen Opportunismus. Dabei



kann der *Jynx torquilla* aus der Familie der Spechte eigentlich nichts dafür. Wendehälse würden vielleicht eher Mitleid verdienen, denn im Gegensatz zu ihren Verwandten können sie einiges nicht, was Spechte normalerweise beherrschen. Zum Beispiel sind sie schlechte Kletterer. Ihr Schädel ist der anstrengenden Klopferi auf Baumstämme nicht gewachsen, weshalb sie sich auch keine Höhlen bauen können. Seinen Namen verdankt er seiner Fähigkeit, bei Gefahr den Kopf abzuwenden und ihn mal nach rechts, mal nach links zu drehen. Dabei gibt er Zischlaute von sich. Dieses Verhalten, das auch Schlangenmimikry genannt wird, soll Feinde verjagen. Statt Opportunismus also eher der Mut der Verzweiflung. Dass er ausgerechnet 1988 zum Vogel des Jahres erklärt wurde, ist deshalb schon fast eine kleine Gemeinheit. Damals wurde der Wendehals zum „geflügelten“ Wort für DDR-Bürger, die angesichts des nahen-

den Zusammenbruchs der DDR ihre bisherige Gesinnung kurzerhand überdachten. Die Tatsache, dass sich der Sänger Werner Böhm, bekannt durch den Karnevals-Hit „Polonäse Blankenese“, schon etwas früher in Gottlieb Wendehals umbenannte, fällt da schon fast gar nicht mehr ins Gewicht. Der Wendehals, er ist und bleibt wohl der Pechvogel der deutschen Geschichte.

Umkehr lohnt sich

In der Wirtschaft gilt sie als Königsdisziplin des Managements – die große Trendwende, der Turn-Around. Denn natürlich ist es nicht einfach, noch einmal die Kurve zu kriegen, wenn ein Unternehmen erst tief in der Krise steckt. Ein Gespür für erfolgreiches Turn-Around-Management lohnt sich auch für Aktienanleger. Eine alte Börsenweisheit besagt etwa: „Buy on bad news, sell on good news.“ Was nichts anderes heißt als den Wendepunkt für ein Unternehmen vorherzusehen, rechtzeitig und billig zu kaufen, um dann, einige Zeit nach der Trendwende, mit großem Gewinn wieder zu verkaufen. Also sich genau antizyklisch zu einem Trend zu verhalten. Das Problem dabei: Wann genau so eine Trendwende kommt und ob sie überhaupt realistisch ist, hängt von Psychologie, Herdentrieb und Persönlichkeit ab. Das klingt nicht umsonst ein bisschen nach *Kräht der Hahn auf dem Mist, ändert sich das Wetter oder es bleibt wie es ist* und rückt zumindest den wirtschaftlichen Turn-Around in die Nähe der Bauernregel.

Von Texas nach Damaskus

Irgendwo vor den Toren von Damaskus soll es laut Bibel passiert sein. Der Pharisäer und erklärte Christenverfolger Saulus hatte auf dem Weg in die Stadt, wo er nach Anhängern der neuen „Sekte“ fahnden wollte,

Sie sind schlechte Kletterer und Namensgeber für Opportunisten:
Wendehälse aus der Familie der Spechte.





Wendepunkte in Stichpunkten

eine Vision. In gleißendem Licht erscheint Saulus der auferstandene Christus, der ihn anspricht. Beschrieben wird das einschneidende Erlebnis in der Apostelgeschichte des Lukas. Saulus ist nach dieser Begegnung zunächst drei Tage lang geblendet. Und dann bald wie gewandelt. Das sogenannte Damaskuserlebnis wird zum Wendepunkt in seinem Leben, seine Ansichten ändern sich radikal. Er wird Christ und wandelt sich vom Sau-

lus zum Paulus. Heute wird statt vom „Damaskuserlebnis“ zwar häufiger von Schlüssel- oder Aha-Erlebnissen gesprochen. Doch gibt es nach wie vor Fälle, in denen tatsächlich diese biblische Konversionsgeschichte in anderen Menschen eine radikale Wende auslöst. Das bekannteste Beispiel: George W. Bush. Er schwor Partys und Alkohol ab und sagte später, ohne dieses Damaskuserlebnis hätte er es nie ins Oval Office geschafft. Sondern säße heute noch in einer Bar in Texas.

Vom Saulus zum Paulus: Seine radikale Lebensänderung wurde auch als „Damaskuserlebnis“ bekannt.



Richtungsweisend

Fast jeder Autofahrer hat die Aufforderung schon einmal so oder ähnlich gehört: „Bitte bei der nächsten Möglichkeit wenden.“ Kein Wunder – Navigationsgeräte für Autos erlebten vor fast zehn Jahren einen Boom. Bis 2013 wurden in Deutschland rund 24 Millionen portable Navigationsgeräte verkauft, fast 60 Prozent aller PKW sind mittlerweile damit ausgerüstet. Dass die technische Aufrüstung vielleicht in der Theorie eine Wende, in der Praxis aber nicht nur Vorteile mit sich bringt, kann man seither in den Medien immer wieder mitverfolgen.

Nicht zuletzt die Anweisung „Bitte wenden“ führte immer wieder zu folgenschweren Fehlentscheidungen. Etwa zu Versuchen, mitten auf der Autobahn umzukehren. In diesem Jahr berief sich zum Beispiel ein Fahrer, der in einen Laster gerast war und damit einen kilometerlangen Stau auf A1 und A3 verursacht hatte, auf seine Navi-Hörigkeit. Das Gerät habe ihm schließlich geraten, möglichst bald zu wenden. Solchen missverständlichen Empfehlungen zum Trotz hat sich an der Attraktivität von Navigationsgeräten bisher wenig geändert. Was man daran erkennen kann, dass sie zu den am häufigsten gestohlenen Autoteilen gehören. Alleine in Berlin wurden 2013 fast 6.000 Stück geklaut.

Wir freuen uns auf Sie

Die ERG widmet sich der Kontaktpflege zu den Ehemaligen der Freien Universität Berlin. Als Mitglied können Sie über Fachgrenzen und Studienzeit hinaus an Leben, Arbeit und Entwicklung der Freien Universität teilnehmen und dabei Forschung, Lehre und den wissenschaftlichen Nachwuchs fördern. Die ERG ist als gemeinnütziger Verein anerkannt. Spenden und Mitgliedsbeiträge sind steuerlich absetzbar.

Im Rahmen Ihrer Mitgliedschaft in der ERG erhalten Sie

- ▶ Einladungen zu Veranstaltungen der ERG und der Freien Universität
- ▶ ZEDAT-Account mit E-Mail-Adresse
- ▶ Ermäßigungen für Veranstaltungen
- ▶ Ermäßigung für die GasthörerCard
- ▶ Mitarbeiterarif beim Hochschulsport
- ▶ Ermäßigung für Weiterbildungsangebote
- ▶ Versand des Alumni-Magazins *wir* (für Vollzahler)
- ▶ Auf Wunsch Zusendung des Wissenschaftsmagazins *fundi* und der *Tagesspiegelbeilage* (für Vollzahler)
- ▶ Ermäßigung im Botanischen Garten
- ▶ Ermäßigung für das Berliner Kabarett Theater *Die Wühlmäuse*

www.fu-berlin.de/erg



Foto: Bernd Wannenmacher

Ernst-Reuter-Gesellschaft:

Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00 · Kto. 101 00 101 11
IBAN: DE98100500001010010111 · BIC: BELADEBEXX

Ernst-Reuter-Stiftung der Freien Universität Berlin:

Berliner Sparkasse, BLZ 100 500 00 · Kto. 600 00 535 07
IBAN: DE53100500006000053507 · BIC: BELADEBEXX

ANTRAG AUF MITGLIEDSCHAFT

Ich möchte der Ernst-Reuter-Gesellschaft der Freunde, Förderer & Ehemaligen der Freien Universität Berlin e.V. beitreten (bitte ankreuzen):

- ☐ Mitgliedschaft/normal
(Mindestbeitrag 30,00 € / Jahr)
- ☐ Mitgliedschaft/ermäßigt
(Mindestbeitrag 10,00 € / Jahr für Studierende und Ehemalige einschließlich der ersten drei Jahre nach Exmatrikulation, bitte Nachweis beilegen)
- ☐ Institution/Firma
(Mindestbeitrag 150,00 € / Jahr)
- ☐ Fördermitgliedschaft
Ich bin bereit, statt des Mindestbeitrags von 30,00 € eine jährliche Spende von _____ zu zahlen.
- ☐ Ich möchte dem Kapitel _____ zugeordnet werden (optional)
Kapitelübersicht unter: www.fu-berlin.de/erg

Hiermit beantrage ich die Mitgliedschaft in der Ernst-Reuter-Gesellschaft

Vorname _____ Name _____ Akad. Grad/Titel _____

E-Mail _____ Geburtsdatum _____

Straße _____ PLZ, Ort _____

Ich habe an der FU studiert von – bis _____ Ich war an der FU tätig von – bis _____

Ich bin einverstanden, dass die Angaben zu Vereinszwecken in einer rechnergestützten Adressdatei gespeichert werden. Alle Angaben sind freiwillig.

Hiermit ermächtige ich Sie widerruflich, die zu entrichtenden Zahlungen bei Fälligkeit zu Lasten des Kontos durch Lastschrift einzuziehen.

Kontoinhaber _____

Kontonummer _____ Geldinstitut _____ BLZ _____

IBAN _____ BIC _____

Datum _____ Unterschrift _____

KONTAKT:

Ernst-Reuter-Gesellschaft der Freunde, Förderer & Ehemaligen
der Freien Universität Berlin e.V.
Kaiserswerther Str. 16 – 18
14195 Berlin

Telefon: 030 – 838 53077
Fax: 030 – 838 73442
E-Mail: erg@fu-berlin.de

Ihr Sparpaket: iPad Air mit Tagesspiegel E-Paper für nur 29 € im Monat.*

Sichern Sie sich Ihr Sparpaket zum einmaligen Vorzugspreis:

- iPad Air
- + Tagesspiegel E-Paper
- + Tagesspiegel-App für iPad und iPhone
- + Hardcase mit Standfunktion gratis dazu – für alle Besteller bis zum 31. März 2014!

für nur 29 € im Monat!*



Abb. ähnlich

Ihr Geschenk:
Hardcase mit
Standfunktion



Apple iPad

Gleich bestellen:
Telefon (030) 290 21 - 500
www.tagesspiegel.de/tablet-fundiert

DER TAGESSPIEGEL

RERUM CAUSAS
COGNOSCERE

* Einmalige Zuzahlung für iPad Air, 16 GB mit Wi-Fi: 99,- € / mit Wi-Fi und Cellular: 195,- €. Die Mindestvertragslaufzeit beträgt 24 Monate. Nach Ablauf der Mindestlaufzeit gilt der dann gültige Preis für das E-Paper (zzt. 17,20 € monatlich). Preise inkl. MwSt. Der Kauf des Tablets steht unter Eigentumsvorbehalt innerhalb der ersten 2 Jahre. Mit vollständiger Zahlung des Bezugspreises für die Mindestvertragslaufzeit geht das Eigentum am Tablet an den Käufer über. Die Garantie für das Tablet beläuft sich auf ein Jahr. Es gelten die unter www.tagesspiegel.de/bundle-agb veröffentlichten AGB. Die einmalige Zuzahlung wird bei Lieferung des Gerätes fällig. Zusätzlich zur Zahlung werden 2,- € Nachentgelt erhoben. Nur so lange der Vorrat reicht.